Briefe

die

Deutsche Sprache

betreffend

von

Johann Friedrich Heynatz.

Dritter Theil.

Nihil ex grammatica nocuerit, nisi quod superuacuum est. QUINCTIL.

Berlin,
bei August Mylius. 1772.

Vorrede.

Zeit und Raum wollten es mir nicht verstatten, vor dem zweiten Theile dieser Briefe eine Vorrede zu schreiben; ich will daher das vornehmste, da ich ohnehin diesmal weitläuftiger sein muß, noch nachholen.

Ich werde es künftig, so lange ich diese Arbeit fortsetze, immer so halten, daß ich zwei Theilen ein Register anhänge. Man wird dennoch, wenn man will, aus vier Theilen einen Band machen können.

Die Materien des zweiten Theils bedürfen nun keine weitläuftige Entschuldigung, Empfehlung rc. mehr, da diese doch zu spät kommen würde; indessen kann ich nicht unterlassen anzumerken, daß der Ton des neunten, zehnten und elften Briefes einer Entschuldigung benöthigt ist, die ich ihnen auch zugedacht hatte.

Hier ist sie! Man kann gewisse Schriftsteller, wenigstens zum erstenmal, nicht anders als hart angreifen, besonders diejenigen, die ebenfalls nicht anders anzugreifen gewohnt sind. Die Vertheidigung oder Rechtfertigung des Angriffs kann und muß gelassener ausfallen. Noch wünsche ich keinen von meinen Ausdrükken zurück, einen einzigen ausgenommen, der eine härtere Erklärung leidet, als der Begriff ist, den ich damit verband. Ihn zu nennen, ihn einzuschränken, wäre beinahe so gut, als muthwillig härter beleidigen. Wird er nicht falsch gedeutet, wie das nach dem Zusammenhange sehr möglich ist, so mag er ruhen, und sich beständig solche billige Leser wünschen.

Die ersten Bogen des zweiten Theils waren über 6 Monathe abgedruckt, ehe die letztern aus der Presse kamen. Vielleicht hat dies auf die Erklärung einiger Stellen Einfluß. Auch denjenigen, die nicht die genauesten Chronologen sind, ist an dieser Anmerkung gelegen. Wie leicht könnten diese die vorhergenannten Briefe als eine Vergeltung für die Recension meiner Sprachlehre und des ersten Theils meiner Briefe in der Allgemeinen Bibliothek aufnehmen! Allein da ich diese Recension nicht eher zu Gesichte bekam und bekommen konnte, als da die letzten Bogen schon einige Zeit abgedrucket waren, so wird man, wofür man mich auch sonst halten mag, doch wenigstens mich mit dem Tadel der Rachsucht verschonen.

Zu berichtigen ist in Abhandlungen von dergleichen Materien, als ich bearbeite, immer etwas. Jedem Theile eine Sammlung von Berichtigungen beizufügen, würde für denjenigen, der sie nachsehen will, zu mühsam sein. Ich verspare also die Berichtigung der ersten drei Theile bis auf den vierten. Wenn es der Platz leidet, will ich diesem Theile noch eine kurze Anzeige anhängen, wie man das, was ich aus der ersten Auflage meiner kleinen Sprachlehre in den beiden ersten Theilen der Briefen angeführt habe, auch nach der zweiten Auflage finden kann. Wo nicht, so muß ich aus dies bis zum vierten Theile aussetzen.

Von meinen diesmaligen Abhandlungen habe ich nichts zu sagen, als daß ich es für nützlich gehalten habe, hinter der Vorrede einen kurzen Auszug des Inhalts beizufügen. Eben so werde ich es künftig halten.

Mit der Aufnahme der ersten beiden Theile habe ich Ursache sehr zufrieden zu sein, und kann nicht umhin zu gestehen, daß er sogar meine Erwartung übertroffen hat, die freilich, vielleicht durch einen Fehler des Temperaments, oder aus Bewustsein meiner Schwachheiten, oder aus einer ungegründeten Vorstellung von der Härte der Repräsentanten unsers Publikums, nicht am vortheilhaftesten war. Ich werde dies dazu anwenden, wenigstens den Ruhm des Fleißes in der Folge nicht zu

verlieren, den man mir bei den ersten Theilen zuzugestehen gütig genug gewesen ist.

Ich habe in dem siebenten Briefe einiger Beurtheilungen meiner Sprachlehre erwähnt. Jetzt will ich mit Erlaubniß meiner Leser von derjenigen reden, die davon in dem zweiten Stücke des sechzehnten Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zugleich mit einer Recension des ersten Theils dieser Briefe enthalten ist. So gern ich es glaube, daß die letztere später geschrieben ist, ob sie gleich mit der ersten in Einem Stücke steht, so sehe ich mich doch beinahe genöthigt anzunehmen, daß Herr Om. (so unterschreibt sich der Recensent, ohne daß ich seinen wahren Namen auch nur zu muthmaßen im Stande wäre) den ersten Theil meiner Briefe vorher wenigstens flüchtig durchgesehen hat. Denn nur allein durch das, was ich in dem ersten Theil der Briefe verschuldet habe, lassen sich verschiedene kleine Unbilligkeiten, deren er sich in Ansehung meiner Grammatik schuldig gemacht hat, einigermaßen rechtfertigen. Die Einleitung kann als eine Probe davon angesehen werden. Desto willkommner (willkommner vermuthlich) ist uns jede Arbeit. Durfte Herr Om. doch nur das grade heraussagen, was jetzt beinahe jeder Leser dabei denken muß: jede auch noch so mittelmäßige Arbeit. Er würde Recht gehabt haben; aber er würde die Mittelmäßigkeit des

Buchs haben beweisen müssen, und das kann zuweilen ein Recensent nicht so gut, als der Verfasser. — Zu einer Grammatik gehört freilich langes Studium ꝛc. Es ist von der grössern Sprachlehre die Rede, die ich noch schreiben will? Wozu eine so bekannte Wahrheit, die ich selbst freiwillig gestand. Spricht der Verfasser mit Fleiß und Beobachtungsgeist ab, warum geht er nicht mit der Sprache heraus? Sagen ist besser als muthmaßen lassen, den trägen Journalleser es muthmaßen lassen, der, überzeugt, daß er es nicht wagen darf, etwas zu schreiben, ohnehin geneigt ist, jedes Urtheil, das über einen andern gefällt wird, von der verkleinernden Seite zu betrachten. — Die Bestimmung des Buchs zum Gebrauch der Schulen scheint sich mit dem Zwecke des Verfassers, sich durch Kritiken über dasselbe belehren zu lassen, nicht zu vertragen. — Bei dem allen glauben wir immer von dem Buche, daß es, in den Händen eines geschickten Lehrers, auch für Schulen ganz brauchbar werden könnte. — Und doch verlangt der Verfasser nichts mehr, als eben durch Kritiken für Schulen brauchbarer zu werden, und daher setzt er es auf den Titel, der einige tausendmal, viele tausendmal, öfter gedruckt wird, als die Vorrede. Wozu nun die heimliche Wiederrathung, da der Verfasser es nicht wissen, auf keine Art erwarten

konnte, daß man sein Buch gleich bei der ersten Auflage in Schulen einführen würde, wie freilich zu seinem Vergnügen, — und, wenn er die vielen Änderungen in der zweiten Auflage bedenkt, auch zugleich zu seinem Mißvergnügen, geschehen ist? Die einzige Frage in dem Fall war, ist das Buch zu Schulvorlesungen besser, als Gottscheds Kern, bei allen seinen Mängeln und Fehlern besser, als jener bei seinen unstreitig wichtigern Mängeln und vielleicht Fehlern, oder verdient es zu der großen Klasse derer gestellt zu werden, die ihre Bücher zum Gebrauch der Schulen überschrieben haben, und nie in Schulen gebraucht sind. Dies Urtheil erwartete das Publikum von einem ganz unparteiischen und zugleich einsichtvollen Recensenten. - So auf Schrauben gestellt, muß keine Sprachlehre sein. Heißt das auf Schrauben gestellt, wenn der Verfasser seine Meinung sagt, — die er freilich auch wieder ändern kann — und ist es besser mit einem beständigen entweder . . oder den Lehrer in Verlegenheit zu setzen, und den Schüler zu verwirren? Darauf kam es an, ob der Lehrer bei Gottscheds Kern oder bei dieser neuen Sprachlehre Gelegenheit hatte, mehrers einzuschärfen, und der Schüler, mehrers zu behalten. Ist das nicht? gut! Wozu brauchte es denn die vielen Erinnerungen? Der Verfasser lege seine Feder nieder, erwarte keine neue Auflage, unsern Beifall nicht, und folglich auch

nicht

nicht den Beifall der Welt! Das wäre genug gesagt gewesen. Doch Herrn Om. hat es anders beliebt. Er hat auch Erinnerungen gemacht, und einige darunter, die nicht zu verachten sind. Also muß er doch beinahe geglaubt haben, daß es der Mühe werth sei, und dafür verdient er meinen Dank.

Diejenigen Stellen, wo außer Herrn Om. mich vielleicht mehrere gelehrte Männer unrecht verstanden haben konnten, habe ich jetzt, es sei nun, daß er mir nach einer unrichtigen Erklärung Recht, oder nach einer wahrscheinlichen Erklärung Unrecht gegeben hat, deutlicher gemacht. Ich hoffe, daß er seine Aufmerksamkeit darauf richten werde, und traue ihm so viel Liebe gegen das Publikum — und gegen mich — zu, daß er mich von dem, worinn er auch nun noch nicht mit mir einstimmig ist, benachrichtigen wird.

Wo er Recht hat, habe ich geändert. Zwar sind es nur einige wenige Punkte, und noch dazu Kleinigkeiten, aber auch dafür bin ich ihm verbunden. Vielleicht entdeckt er in der Folge wichtigere Dinge, wofür ich es ihm in einem noch höhern Grade sein kann.

In folgenden Stellen finde ich es nöthig, mich gegen Herrn Om. zu vertheidigen, und bitte ihn, mir nur über diejenigen, so viel es der Raum in der Bibliothek erlauben will, seine Meinung zu sagen, worinn er mich bessern,

oder bei unsern beiderseitigen Lesern sich vertheidigen zu können hoft.

Er findet (S. 386) das sonderbar und ziemlich unbedeutend, daß ich die Regel gab: „Die Orthoepie lehret nur eigentlich das „recht aussprechen, was recht geschrieben ist; „man muß aber auch das aussprechen lernen, was unrecht geschrieben ist". — Nicht sonderbar finde ich es, und vielleicht auch andre. Man kann doch eigentlich einen jungen Menschen anfänglich nur das recht lesen lehren, was recht geschrieben ist. Findet er es hernach anders geschrieben, so wird er vielleicht unrichtig lesen, ohne daß man es ihm hoch anrechnen kann. Das war aber nicht die einzige Ursache, warum ich die Regel gab. Junge Leute müssen oft Briefe vorlesen, die von Unwissenden geschrieben sind. Gar zu gern überlassen sie sich alsdenn der Neigung, alte Leute gegen sich zu verkleinern. Dies geschieht am meisten von denen, welche gute Schulen besuchen. Und doch sind sie zuweilen denen, über die sie sich lustig machen, Ehrerbietung schuldig. Davor kann der Lehrer bei Gelegenheit dieses Paragraphen warnen, und ich habe es ausdrücklich zur Absicht gehabt, daß er es thun sollte, weil beiläufige Sittenlehren, die nicht bei den Haren herbeigezogen werden, mir immer von grösserm Nutzen zu sein scheinen, als die, welche in eignen Stunden ertheilt werden.

Die nicht zusammengesetzten Buchstaben, als ch, ph, sch u. s. f. werden doch wol besser nur als zusammengesetzte angesehen, als daß man sie mit zum Alphabete rechnen könnte. — Hier muß ich doch Herrn Om. anzeigen, daß er nicht bloß gegen mich streitet. Vielleicht erschrickt er, wenn er sieht, wem er wiedersprochen hat. Er schlage den Deutschen Batteux im vierten Theile S. 121 nach, so wird er finden, daß auch Herr Professor Ramler á, ó, ú, ch und sch in das Alphabet gesetzt haben will. Ja was noch mehr ist, der Recensent der Junkerschen Grammatik (im Anhange zu den ersten zwölf Bänden S. 923) billigt es ausdrücklich, daß Herr Junker die eben genannten fünf Buchstaben mit in das Alphabet gesetzt hat. Mit diesen Männern mache Herr Om. erst die Sache aus, und alsdenn erwarte er auch von mir Antwort. Omne regnum divisum contra se desolabitur.

Ich kenne niemand, der ph anders ausspricht als f, ob ich gleich wol weiß, was man von der alten Aussprache dieses Buchstaben bei den Griechen zu erinnern pflegt.

Daß ie eigentlich kein Diphtonge sei, ist mir nunmehr ganz gewiß, und ich bitte Hn. Om., dasjenige zu überlegen, was ich in der neuen Auflage der Sprachlehre kürzlich davon beigebracht habe.

Es

Es ist eine ungerechte Beschuldigung, als wolle ich die Sylbe di in predigen lang ausgesprochen wissen. Wenigstens viermal habe ich es mit dürren Worten gesagt: die Sylbe di in predigen ist kurz. Warum lieset man so obenhin? Es ist wahr, daß ich S. 157 predigen und kriegen zu reimen erlaubte; aber das war nichts weiter, als ein Druckfehler in dem letzten Viertelbogen, den ich in den Exemplaren verschiedener Freunde gleich verbessert habe. Die Stelle muß so heißen: Eine kurze Sylbe kann mit keiner langen reimen, und zwei Wörter können keine Reimendung machen. Das steht ja aber doch wieder klar da, daß die Sylbe kurz und nicht lang sei. Ich habe mich übrigens darüber, was es für ein Unterschied sei, i in predigen ist lang, und di in predigen ist kurz, sowol in der Sprachlehre als im ersten Theile der Briefe S. 126 so deutlich erklärt, daß man sehr unachtsam sein muß, wenn man mich beschuldigen will, ich spräche predigen, mächtiger, irdischen. Ich will nur hier gleich die andern Stellen zusammen nehmen, wo Herr Om. mir einen falschen Sinn untergeschoben hat. Wo leugne ich (S. 387), daß eu in der Aussprache von oi unterschieden sei? Wenn er sagt (S. 391) „Grav ist der wahrscheinlichen Ableitung gemäßer, aber doch nicht eingeführt," sollte man da nicht glauben, er wolle mich entweder wiederlegen, oder führe meine

eignen

eignen Worte an? Keines an beiden! Ich schreibe Graf, und halte die Ableitung von Grau für höchst unwahrscheinlich. Wo verachte ich (S. 392) den Gedankenstrich? Wozu das (S. 391), daß Picke vermuthlich ein Druckfehler sei? Habe ich es doch auch unter den Druckfehlern angezeigt. Und wenn das auch nicht wäre, bedarf es der Mühe, daß ich anmerke, ethymologisch in der Recension (S. 390) sei ein Druckfehler?

Von dies habe ich im ersten Theil der Briefe schon geredet, S. 116.

Spricht Herr Om. das Wort täglich nicht wie tähklich aus, so thut es mir leid; ich thue es, so bald ich richtig sprechen will (denn im gemeinen Leben spreche ich freilich nach der schlechten Märkischen Art tähchlich), und das ist denn freilich Grund genug, auch möhklich für die richtigste unter den drei gewöhnlichen Aussprachen zu halten.

Wenn Herr Om. gewust hätte, was für ansehnliche und verdiente Männer sich unter den Vertheidigern des Satzes befinden, daß man die Substantiva nicht groß zu schreiben brauche, so würde er sich des Worts Sonderlinge enthalten haben.

Saat kömmt also von satum? Ich glaubte immer, es sei von säen, wie Nat von nähen. Das doppelte aa in Saat verlange ich nicht zu rechtfertigen.

Schwert

Schwert wird öfterer [man lese öfter] so, als mit dt geschrieben. S. 390 — Das wäre noch die Frage. Sonst würde ich freilich das d gern wegwerfen.

Daß die mehrere Zahl Brodte heiße, ist petitio principii. Bei mir und vielen andern heißet sie Brode, und daher schreiben wir eben Brod.

Den Grund, warum der Ablativus im Deutschen wegfallen müsse, kann man in vielen Büchern lesen.

Um mein selbst willen (S. 393) habe ich wirklich S. 148 angeführt.

Ich bin dir gewillfahrt; welcher Schriftsteller schreibt so? Sie haben nun drei Tage bei mir verharret hat Luther.

Ich komme zu der Recension der Briefe, wo ich Herr Om. schon etwas mehr übersehen muß, wozu ich nicht ungeneigt bin. Es scheint ihm mehr als dreist — unverschämt zu sein, daß ich von einer Stelle im Ramler erkläre, daß sie nicht odenmäßig sei. Ich begreife es sehr leicht, wie man so weit verfallen könne, Männer für schlechterdings unfehlbar zu halten, und wie daraus eine Unzufriedenheit mit denen entstehen müsse, die davon auch nur eine einzige Ausnahme machen; aber das ich es begreife und — mit allen so denkenden ein kleines Mitleiden habe, das ist es auch alles. Was

es heißen solle, ich sagte dies Herrn Ramler ins Gesicht, was ich übels gethan habe, daß ich meine Meinung von einer Nebensache nur beiläufig sagte, und dann wieder davon abbrach, und wie das in Betrachtung kommen könne, daß ich ein angehender Schriftsteller bin, und noch durch nichts gezeigt habe, daß ich etwas von der Poesie verstehe — das begreife ich desto weniger. Was ich in einem Buche schreibe, das Herr Prof. Ramler vermuthlich nicht einmal lieset, sage ich ihm das ins Gesicht? Seit wann darf man nicht mehr sagen, was man für gut und für schlecht hält? — Mit meinem schlechten Geschmacke ein Mitleiden haben, der doch in diesem Fall der Geschmack mehrerer ist, allenfalls auch daraus schon die Folge herleiten, daß ich nichts von der Poesie verstehe, das war jedem erlaubt. Aber so lange ich noch durch sonst nichts gezeigt habe, daß ich nichts von der Poesie verstehe, kann man mir wol verstatten, meine Meinung zu sagen. Ich halte Hrn. Ramler deshalb nicht weniger für einen Mann, auf den Deutschland stolz zu sein Ursache hat, wenn ich ihn gleich nicht für fehlerfrei halte, wie er gewiß selbst nicht thut. Das unverdächtige Lob, das ich ihm S. 67 ertheile, hat Herr Om. gewiß überschlagen, — wenn er überhaupt Urheber dieser Stelle ist, woran ich beinahe zweifeln möchte, wenn ich in Erwegung ziehe, daß er in andern einzelnen Stellen kein

so

so sehr gegen mich eingenommenes Gemüth zeigt.

Die gleich folgende Stelle, wo es heißt, ich sei in gewissen Sachen noch zu neu, als daß man hoffen könne, mich zu überzeugen, ist noch sonderbarer, als die vorige. Schreibt man denn Recensionen nur, um die Verfasser zu überzeugen? Ich weiß, daß verschiedene meiner Meinung beigetreten sind, weil sie die Gründe, die ich in Ansehung des Wolklangs anführe, beweisend fanden. Diesen Verirrten sollte man wieder auf den rechten Weg helfen, wenn man mich auch dieser Wolthat unwürdig hielt. Zur Steuer der Wahrheit muß ich noch anmerken, einmal daß einige von meinen Freunden in grünen Krone keinen Mißlaut finden, ob sie gleich gestehen, daß sie grüne Krone für unerträglich halten würden, zweitens daß ich mich mit dem, was den Wolklang überhaupt betrift, fast zu lange beschäftigt habe, um neu darinn heißen zu können.

Für die Versicherung, daß ich in dem, was ich über die Bedenklichkeit gesagt, ob ein Märker eine Sprachlehre schreiben könne, nichts als bekannte Dinge vorgebracht habe, danke ich recht sehr. Vermuthlich soll doch bekannt das mit einschließen, daß sie wahr sind, und das ist alles, was ich verlange, und mehr, als ich erwartete.

S. 397. werde ich beschuldigt, mir auf Einer und eben derselben Seite widersprochen zu haben. Das thut nun, sagen alle gute Hermeneuten, eigentlich wol so leicht niemand. Ich will mich nicht darauf berufen, daß Reinbek kein Märker von Geburt war. Die Märker schicken ihre Fehler nicht so häufig gedruckt in die Welt, als die Sachsen, hatte ich vorher behauptet. Wenn ich hernach sage: niemand schreibt so, so ist es allen Regeln einer gesunden Erklärungskunst gemäß, das niemand nicht so strenge zu nehmen.

Nach eben dieser Seite soll ich beginnen und anheben deshalb verworfen haben, weil sie alt sind. Nicht das, sondern weil sie veraltet sind. Ich sehe es aber sogar gern, daß die Dichtkunst, und überhaupt die höhere Schreibart ihr Recht über diese Wörter behauptet, damit sie eben sowol bei uns einen eigenthümlichen Vorrath von Wörtern erhalte, als sie ihn beinahe in allen Sprachen hat. Aber außer der Poesie, dünkt mich, könnte man sie sicher veralten lassen *). Man bewundert ein Gedicht nicht weniger, sondern vielleicht mehr, wenn das Wort beginnen auf eine schickliche Art darinn angebracht ist. Wenn aber der Dichter dieses Gedicht vorlesen wollte, und die Gesellschaft fragte: soll ich beginnen? was würde man? — lachen.

Noch

*) Man vergleiche Th. 2. S. 244.

Nach S. 398 soll ich der Dunst wegen seiner übereinkunft mit der Duft vorgezogen haben, welcher Grund dem Rec. beinahe eben so possierlich scheint, als wenn Gottsched der Dunst damit vertheidigt, daß es der Name einer Witterung sei. Auch hier hat Hr. Om. zu flüchtig gelesen. Ich habe das gar nicht von Dunst gesagt, sondern von Duft sagte ich, es sei in Ansehung des Geschlechts zweifelhafter, doch könne die große übereinstimmung mit Dunst leicht für das männliche Geschlecht entscheiden. Jetzt kann ich freilich anstatt dieses übrigens nicht ganz schwachen Grundes ein Beispiel setzen. Rost sagt in einem Liede, welches anfängt vom Hügel seh ich vor mir Felder,

Aus Rosen steigt ein holder Duft.

Wo sind die Seitenblicke, die ich auf Hrn. Basedows Religionsmeinungen gethan habe? Man zeige mir nur Einen! Was die Blicke auf die Schulverbesserungen desselben betrift, so gehen sie alle grade aus. Ich will meine Beurtheilung des Basedowischen Buchs als einen Beitrag zu dem Beweise von der Wahrheit angesehen wissen, die von Tage zu Tage ein grösserer Theil unserer Landsleute zu seiner Ehre einzusehen anfängt, daß Herr Bas., dessen Verdienste in seiner Sphäre ich sonst aufrichtig hochschätze, sich zu einem allgemeinen Schulverbesserer schlecht schicke. Bescheidner mag

Hr. Om. meine Beurtheilung wünschen; mir, der ich sonst auf den Ruhm der Bescheidenheit sehr eifersüchtig bin, war es nun einmal nicht möglich, anders zu schreiben, als ich schrieb. Mit wem ein großer Theil von Deutschland ungewissenhaft und beinahe kindisch komplimentirt, mit dem möchte ich nun grade am wenigsten komplimentiren. Auch das, was Herr Om. S. 399 sagt, daß ich mich mit der unberühmten Dunkelheit hätte begnügen sollen, worinn man das Basedowische Buch bisher gelassen habe, verliert jetzt dadurch seine Kraft, daß Hr. B anfängt, selbst diejenigen unter seinen alten Büchern, die sonst nicht abgehen wollten, unverändert auf die Messe zu schicken, und daß er auch die Lehrart der Deutschen Sprache künftig noch wieder in der Schulbibliothek erscheinen zu lassen drohet. *) Daß Herr Basedows Lehrbuch vor fünf Jahren wieder aufgelegt sei, hatte ich in Hrn. Kinderlings Redekunst gelesen, aber freilich bald hernach aus Herrn Besedows eigner Anzeige **) ersehen, daß Hr. K. geirrt hatte.

Mehr als die übung eines fertigen Kopiisten oder vielmehr Sekretärs sollte es auch nicht sein, wenn ich vorschlug, zuweilen falsch zu diktiren,

 tiren,

*) Man sehe das erste Stück der viertéljährigen Nachrichten vom Elementarwerke, S. 8. 9.

**) Ebendaselbst S. 8.

tiren, und die Schüler zu gewöhnen, dennoch richtig zu schreiben.

Wenn durch die Vergleichung des Gellertischen Textes und der Toussaintischen übersetzung der Werth des erstern auf eine schielende Art ins Licht gesetzt wird, so werden wol die Augen des Lesers daran Schuld sein. Ich habe habe fast immer beide nur hingesetzt, und die Vergleichung dem Leser überlassen.

Ob der Recensent der Junkerischen Grammatik meine Beleuchtung seiner Recension wirklich mit vieler Gelassenheit habe erwarten können, wie Hr. Om. muthmaßet, wird man aus dem zweiten Theile dieser Briefe ersehen haben. Mir kömmt kein Urtheil darüber zu. So viel muß ich nur zu meiner Vertheidigung sagen, daß man aus meiner Unzufriedenheit mit andern eben so leicht auf eine Unzufriedenheit mit mit mir selbst hätte schließen können, als auf Eigenliebe und Selbstgenügsamkeit.

Der Zusammenstoß zweyer Vokalen bleibt allerdings immer fehlerhaft, so sagte Hrn Junkers Recensent. Ist das nun ein Machtspruch, den meine Denkungsart ihm angedichtet hat? Hätte er sich so ausgedrückt; als Hr. Om. so wäre Andichtung nöthig gewesen; jetzt spricht die Sache selbst.

Mehr nicht zu meiner Vertheidigung, auch öfter nicht, wenn ich es vermeiden kann! Wenigstens

nigstens in keiner Vorrede zu meinen Briefen! Wenn Hr Om. sich nicht zwingt, mich abzufertigen, so werde ich mir seine Einwendungen gern gefallen lassen, und nachdem es fällt, sie entweder nützen, oder ungenützt lassen, ohne ihm besonders und weitläuftig zu antworten. Im zwanzigsten Briefe von S. 95 an wird man noch etwas finden, worinn wir unterschiedener Meinung sind.

Wenn ich nicht bereits den Raum einer Vorrede überschritten hätte, so würde ich mich noch auf einige Punkte derjenigen Recension einlassen, die von der ersten Auflage meiner Sprachlehre in den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit vom Jahr 1771 im 59 und 60 Stücke steht, und mir zu verschiedenen Verbesserungen Gelegenheit gegeben hat. In einigen wenigen Stücken kann ich der Meinung meines sprachgelehrten Beurtheilers nicht sein. Vielleicht kann ich in den folgenden Theilen diese Materien noch ausführen. Das wichtigste betrift die unveränderliche Form der Adjektive (groß, klein 2c.), die der Herr Recensent für bloße Adverbia hält. Die Sache ist so wichtig in ihrer Art (ich bitte meine Leser diese Einschränkung sich so oft, als ich in diesen Briefen etwas wichtig nenne, hinzuzudenken), daß ich jetzt noch keine Entscheidung wage.

Geschrieben Berlin den 1. Okt. 1772.

Inhalt

Inhalt des dritten Theils.

Br. 16 und 17. über Hrn. Schellers Gedanken von den Eigenschaften der deutschen Schreibart. Beiläufig von Gottscheds alter Sprachkenntniß S. 1, vom Unterschiede zwischen Barbarismus und Soloecismus S. 10.

Br. 18. über die Probe eines Deutschen grammatischen Wörterbuchs.

Br. 19. über Hrn. Lessings Emilia Galotti.

Br. 20. Gegen die orthographischen Unterscheidungen.

Br. 21. über Hrn. Heinzens Programma vom Unterschiede der Wörter für und vor.

Br. 22. Anzeige einer nicht genug bekannt gewordenen Schrift über die Deutsche Tonmessung.

Sechzehnter Brief.

Sie wissen schon, wie sehr ich der Meinung bin, daß es ein Glück für die Deutsche Sprache sei, wenn sie von solchen Leuten bearbeitet wird, die mehr, als bloß Deutsch verstehen *). Es war unstreitig einer von Gottscheds Hauptfehlern mit, daß er die ältern Sprachen zu sehr obenhin studirt hatte **); verschiedenen andern Sprachlehrern hingegen, besonders Hrn. Aichinger,

*) S. Th. 1. S. 41.

**) Man hat mir immer gesagt, Gottsched habe fehlerhaftes Latein geschrieben; ich selbst habe dies nie untersucht. Sonst aber finden sich in seiner Sprachlehre und einigen andern Schriften die häufigsten Beweise seiner geringen Bekanntschaft mit der grammatischen Genauigkeit der alten Sprachen. Hr. Heinze hat einige davon bemerkt, die ich übergehen kann; aber ein paar von Hrn. Popowitsch angezeigte will ich, weil seine Untersuchungen vom Meere sehr selten sind, anführen. S. 424. wird G. getadelt, daß er Schlächter nicht durch lanius, sondern durch lanio (welches unstreitig schlechter ist) übersetzt habe, und S. XLVII. der Zuschrift vor dem zweiten Theile heißt es: „Ich erinnere im Vorbeigehen, daß „es das Ansehen habe, als wenn der itzt gerühmte „Gelehrte [er redet von Gottscheden]; da er aus „allen Kräften sich bearbeitet, seine Muttersprache „zu einer beharrenden Vollkommenheit zu bringen, „sein Latein dabei vergässe." Das Exempel zu diesem Satze ist, daß Gottsched Scheere durch forceps

ger, Hrn. Popowitsch und Hrn. Heinze merkt man eine gründliche Kenntniß derselben mit Vergnügen an. Jetzt kann ich Ihnen ein kleines Werk nennen, worinn ein durch verschiedene

in

ceps übersetzt, welches doch eine Schmiedezange heißt, da er forfex hätte sagen sollen. Beide Fehler, deren Anzeige doch Gottsched gewiß gelesen hatte, stehen noch in der neuesten Auflage des grössern Werks S 138. Ich will noch einige mir selbst beim Aufschlagen in die Hände fallende Beweise (denn suchen darf man in Gottsched nach Fehlern nicht) hinzufügen. S. 100 ist er der Meinung, daß man schon ein sehr gelehrten Grieche haben sein müssen, wenn man eine Handschrift ohne Anstoß habe lesen wollen, worinn der Abschreiber zwischen den einzelnen Wörtern keinen Raum gelassen. Eine Übung von ein paar Stunden wird jedem, der Griechisch versteht, das Gegentheil zeigen. S. 93 sagt er, die Lateiner hätten aus dem η in μηθης (μητις ist wol ein Druckfehler) und Λητω ein a in mater und Latona gemacht, aus dem in γη aber in Geographia nicht. Grade als wenn das Griechische Wort γηογραφια und nicht γεωγραφια hieße, oder nicht vom unzusammengezogenen γεα, sondern von γη herkäme. S. 84 steht: „Wem es bekannt ist, „daß auch die griechische Sprache kurze Doppellaute „hat, den wird solches im Deutschen nicht Wunder „nehmen.“ Ich weiß doch in der That in der Griechischen Sprache von keinen kurzen Doppellauten; denn von der Verkürzung durch die jetzt üblichen Accente kann dem Zusammenhange nach so wenig die Rede sein, als von der verkürzten Quantität der Diphthongen αι und οι am Ende oder jedes andern Diphthongen vor einem Vokal, und ich kenne niemand, der z. E. (nach dem Jotacismus) in Παλαιστίνη das αι (ἄ) so aussprechen sollte, als wir in Palläste, oder auch, wiewol durch einen Mißbrauch, in

Palästi-

in die alte Philologie einschlagende Arbeiten berühmter Mann, der jetzige Rektor und erste Professor des Gymnasiums zu Brieg, Hr Scheller, seine auswärtigen Kentnisse zur Aufnahme seiner Muttersprache anzuwenden gesucht hat. Sein Buch hat den Titel: **Gedanken von den Eigenschaften der deutschen Schreibart und**

Palästina oder Palästra zu thun pflegen. S. 82 wird die sonderbare Anmerkung gemacht, daß die Lateiner ihr præ und pro nicht allemal richtig gebrauchen. Der Beweis ist: „Denn da das letztere „eigentlich für d. i. loco alterius, vicario nomine, „anstatt, heißen sollte: so sagen sie doch proponere „propositio, so daß es einen bloßen Vortrag bedeu„tet.“ Aber so hätten die Lateiner wirklich allemal gefehlt, denn ich wenigstens kenne kein Wort, wo pro nicht etwas anders bedeuten sollte, als præ und ante. Præpono oder antepono weiß jedermann von propono zu unterscheiden, und dem mäßigsten Kunstrichter wird es nicht schwer, wenn sich zwei verschiedene Lesarten finden, wovon die eine ein mit pro die andre ein mit præ zusammengesetztes Wort hat, diejenige auszusuchen, die den schicklichsten Sinn giebt, wovon man in der Andrierinn des Terenz Akt 1. Sc. 2. V. 12. ein Beispiel hat, indem wol so leicht niemand die Lesart herus est, neque prouideram eben so erklären wird, als wenn præuideram da stände, welches keinen so guten Sinn giebt. Wenn es überdem gewiß ist, daß *pro* in der Zusammensetzung oft, wo nicht immer, von porro kömmt, so ist jene Anmerkung noch um einen Grad unschicklicher. Noch Ein Beispiel, das freilich nur eine Kleinigkeit betrift, und alsdenn genug! S. 97 „Weil ich merke, daß viele hieran zweifeln (man „weiß nicht, woran; daran, daß **Lackei** von **Läk„ken** komme, oder daß **Läcken** Laufen oder Hüpfen

Empfehlungen der deutschen Sprache in Predigten, im Reden und Schreiben, bei der Philologie, und in Schulen. Halle 1772. 260 S. in gr. 8. Ehe ich Ihnen sonst noch etwas von diesem Werke sage, muß ich Sie noch zuvor benachrichtigen, daß es mir Gelegenheit gegeben hat, in der zweiten Auflage meiner Sprachlehre eine kleine Verbesserung zu machen, wofür ich mich dem Hrn. Verfasser sehr verbunden erkenne. Ich hatte (S. 82 der ersten Auflage) Bleistift unter diejenigen Wörter gesetzt, die lieber das als der vor sich haben, und ohne die Bemerkung, die Hr. Sch. S. 86 gemacht hat, würde ich schwerlich die Sache genauer untersucht haben. Der Stift hatte ich selbst schon vorgezogen, gleichwol schien mir der Gebrauch im Sprechen (denn im Schreiben kömmt Bleistift mit dem Artikel selten vor) für das Bleistift zu entscheiden.

Bloß

„bedeute), so will ich zur Bestätigung sie noch des „Sprüchwortes erinnern, contra stimulum ne calcitres! Es ist schwer, wieder den Stachel zu läcken. „Hier heißt calcitrare gewiß nicht lambere, lecken." Niemand wird hier sehen, was das Sprichwort zur Sache thue, so wenig es irgend einem Menschen einfallen wird, calcitare jemals durch lambere zu erklären. Aber welcher Alte hat denn das Sprichwort so gebraucht? Inscitia est aduorsum stimulum calces lese ich wol beim Terenz (Phorm. 1, 2, 28), weiß auch wol aus dem Fabricius, daß vielen dabei die Frage eingefallen ist, ob Christus den Terenz gelesen habe, die sie in eignen Schriften abzuhandeln für gut fanden; aber ein guter alter Schriftsteller, der das Sprichwort so ausgedrückt hätte, wie S. es ausdrückt, ist mir nicht bekannt.

Bloß also Hrn. Schellers Bemerkung machte, daß ich bei einer Sache, die mir nun zweifelhafter ward, weiter nachfragte, und endlich fand ich, was ich sonst nicht geglaubt hatte, daß auch hier in der Mark verschiedene Gelehrten nie anders sprechen, als der Bleistift. Dies war mir nunmehr genug, ein Änderung vorzunehmen, die mir jedoch von manchen, die mehr für unsre Provinzialsprache eingenommen sind, als ich, wiederrathen wurde.

Hr. Sch. sieht in der Vorrede die Vernachlässigung unserer Muttersprache als einen Beweis davon an, daß bei uns noch nicht die so hoch gerühmten aufgeklärten Zeiten sein müssen. Ich stimme ihm zwar darinn bei; aber doch kann ich nicht unterlassen anzumerken, daß wir uns gemeiniglich die Vernachlässigung unsrer Sprache gegen andre Völker gehalten zu groß vorstellen. Ein ziemlich angesehener Franzose, den man allenfalls halb und halb unter die Gelehrten rechnen kann, wird gemeiniglich keine viel bessere Rechtschreibung beobachten, als im Deutschen ein mäßig unterrichtetes Kammermädchen. Ein Wort als zwei geschrieben, zwei Wörter als Eins, Buchstaben ausgelassen, zugesetzt, verwechselt, das alles ist etwas gewöhnliches, und ich habe quandon, serviſſe, cérieux (für *quand donc*, *ſervice*, *ſérieux*) selbst in Handschriften solcher Leute angetroffen, die Unterricht in der Sprache zu ertheilen pflegten. Wollte man einwenden, daß die Rechtschreibung im Französischen auch

weit schwerer sei, als im Deutschen, so gebe ich das zwar gern zu; aber dadurch hört es ja nicht auf, eine Vernachlässigung der Sprache zu sein, wenn nun die Wörter so gerädert erscheinen. Wie sehr übrigens gelehrte Franzosen über die Vernachlässigung und Verderbung ihrer Sprache klagen, ist schon aus des Hrn. von Premontval Préservativ hinreichend bekannt. Der gute Geschmack in der Sprache ist also nirgends allgemein, und kann es nirgends sein. Gleichwol möchte ich mir die Zeiten vor 1740 nicht wieder zurückwünschen, in welchen unsre Sprache unstreitig von den meisten weit merklicher unrichtig geschrieben wurde, als jetzt.

Was Hr. Sch. (S. VI. ff.) von der erklärten Feindschaft einiger großen Philologen gegen die Deutsche Sprache sagt, hat ebenfalls seine Richtigkeit, ob er gleich bemerkt, daß gemeiniglich mehr Gewohnheit, als Stolz, die Quelle davon sei. Billig hätte er aber doch hinzusetzen sollen, daß die Anzahl solcher bloß Lateinischen und Griechischen Männer merklich abnehme, und daß jetzt die Gelehrten, die zugleich gutes Latein und gutes Deutsch schreiben, nicht mehr so selten sind, als zu der Zeit, da Mosheim berühmt ward.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß Hr. Sch. den wichtigsten Grund, warum die Deutsche Sprache nicht recht emporkommen will, zu berühren vergessen hat, welcher darinn besteht, daß diejenigen, in deren Munde sie sich zu einer vor-

treflichen Sprache bilden könnte, sie fast gar nicht sprechen, und noch weniger darinn schreiben. Fast alle Deutsche Prinzen ohne Ausnahme werden Französisch erzogen, und man flößt ihnen von Jugend auf gegen ihre Landessprache Vorurtheile ein, die sie desto weniger ablegen können, da ein böser Genius es immer so zu lenken scheint, daß, wenn sie einmal eine ihnen zugeeignete Deutsche Schrift öfnen, es gemeiniglich ein elendes Gewäsche ist, das ihnen auf zehn Jahre die Lust zu einem ähnlichen Versuche wieder verleidet. Ein eben so schlimmes Schicksal scheinet vorzuwalten, wenn sie einmal auf den Einfall kommen, ein Deutsches Schauspiel zu sehen. Was ist nun unausbleiblicher, als daß die Sprache zurückbleibt, da der edelste Theil der Nation sich ihrer nichts annimmt. Das geschah aber bei den Römern und Griechen, und noch jetzt haben alle polirte Völkerschaften Werke ihrer Großen in ihrer Landessprache aufzuweisen; nur wir allein fast gar nicht. Und denn können wir es noch wagen wollen, unsere Schriftsteller mit den erhabnen Schriftstellern der Alten in Vergleichung zu setzen? Wer ist der Mäcen, der inter lacrimas et suspiria zu sitzen würdigte, wer sind die Männer am Staatsruder, die, wenn sie sich in Werken des Geistes zeigen wollen, dazu die Deutsche Sprache erwählen? Werke, um Tagelohn verfertigt, sollen die mit jenen Werken auf Eine Wage gelegt werden, die ein Plinius schrieb, wenn er sich den Geschäften des Staats auf ei-

nige Zeit entzogen hatte, oder ein Cicero, wenn er, in das Bewustsein der Errettung Roms gehüllt, Könige zu vertheidigen hatte? Hiezu kömmt noch, daß wenn ja ein großer Mann einmal etwas schreibt, von der einen Seite ein Haufen wedelnder Schmeichler alles anstaunt, und von der andern Seite eine geschwätzige Schaar lichtscheuer Journalisten über seine kleinen Fehler herfällt, und um einiger Härte des Ausdrucks willen Schönheiten übersieht, die nur von einem Manne aus der großen Welt herkommen konnten. Eine Sammlung von kleinen Liederchen nach der andern wird empfohlen, man verneigt sich, ruft ein allerliebst! über das andre, bittet den Verfasser fortzufahren, und Kreuz, ein Mann, der bei allen Fehlern seiner Sprache und bei aller Abweichung seiner Denkungsart von der gewöhnlichen dennoch die Welt näher, als aus Büchern kennt, erhaben denkt und empfindet, übersieht, was arme Sünder nur angaffen, — Kreuz wird keines Anblicks gewürdigt, und erst bei der dritten Auflage spricht man von ihm als von einem Schriftsteller, dessen unterscheidender Charakter darinn besteht, daß er sich alle Dinge von der Seite des Seins und Nichtseins vorstellt. So urtheilen wir über die, von welchen wir lernen sollten, und wo wir urtheilen sollten, da halten wir es für mehr als dreist, — für unverschämt, wenn es jemand einfällt, nicht alles bewundern zu wollen.

Ich

Ich komme von der Vorrede auf das Buch selbst. Den ersten Theil überschreibt Hr. Sch. von den Eigenschaften der deutschen Schreibart, und untersucht darinn, was rein Deutsch, richtig Deutsch, gut Deutsch, schön Deutsch, fein Deutsch und zierlich Deutsch heiße; Ausdrücke, die, wie in der Vorrede (S. VIII.) erinnert wird, fast jedermann braucht, ohne etwas bestimmtes dabei zu denken. Wir wollen ihm folgen, und sehen, was er darüber bemerkt hat.

„Bey dem Worte rein," sagt Hr. Sch. S. 1, „kömmt es darauf an, was dasjenige sey, wovon „etwas rein sein soll. Fehler müssen es allemal „seyn." Er wählt also nach einigem Bedenken die Bedeutung, daß rein Deutsch schreiben so viel sei, als Undeutscher, d. i. fremder, z. E. Lateinischer, und Griechischer Wörter und Konstruktionen sich enthalten, so daß also derjenige unrein Deutsch sprechen würde, welcher sagte: Cicero in seiner Oratione pro Roscio. Hr. Sch. erkennet (S. 2), daß der Sprachgebrauch hier entscheiden müsse, und der Sprachgebrauch ist gegen ihn. Der Ausdruck rein schreibt sich ursprünglich von den Humanisten her, die kurz nach Wiederherstellung der Wissenschaften lebten. Bei diesen wurde nun eine reine *) Schreibart, der

*) Bei den alten Lateinern konnte dieser Begriff natürlicherweise noch nicht gewöhnlich sein. Pure loqui hieß bei ihnen so sprechen, wie jedermann spricht. In diesem Verstande scheint Terenz von seinem Selbstpeiniger gesagt zu haben: In hac est pura oratio (Prolog. v. 46). Wenigstens leitet sowol der Zusammenhang

der barbarischen entgegengesetzt, und so wie wir also das reines Latein nennen, worinn niemand einen Barbarismus oder Solöcismus **) entdekken kann, so wird das auch reines Deutsch sein, was von keinem guten Deutschen als Undeutsch verworfen wird.

Besser

menhang, als auch die von den Auslegern angeführte Stelle des Verfassers der Schrift an den Herennius (IV, 8) auf diese Erklärung. Die Neuern setzen hingegen Latinitatem puram der Latinitati inquinatae entgegen.

**) Man weiß, daß Barbarismus gewöhnlicherweise durch einen Fehler in einzelnen Wörtern, Solöcismus hingegen durch einen Fehler in der Zusammensetzung erklärt wird; aber noch bis jetzt verbindet man mit dem Worte Solöcismus keinen recht bestimmten Begriff. Mir ist daran gelegen, daß dieser Begriff bestimmt werde, ehe ich meinen Deutschen Antibarbarus herausgebe, und ich bitte also meine gelehrten Leser, mir zu sagen, ob folgende Vorstellung richtig sei. Gemeiniglich verwechselt man die Solöcismen und die Fehler gegen den Syntax mit einander; aber mich dünkt, es wäre besser man unterschiede sie. Ein Fehler gegen den Syntax ist, wenn man Wörter in einer unrichtigen Endung zu andern setzet, z. E. wenn man im Lateinischen sagt *praecello te* und *adulor tibi* (welches ich wenigstens für beinahe eben so falsch halte), oder im Deutschen ich schmeichle Sie (wie Jerusalem in der ersten Auflage seiner Betrachtungen) und ich berichte Sie. Ein Solöcismus hingegen ist meiner Meinung nach, wenn man Wörter (übrigens in richtigen Endungen) mit einander verbindt, die der gute Sprachgebrauch nicht zu verbinden pflegt, oder wenigstens nicht nachahmen will. Dergleichen sind im Lateinischen ducere bellum, und selbst agere bellum (für Krieg führen), im Deutschen in Erwegung nehmen, jemand lachen lassen.

Besser ist es dem Hrn. Professor mit der Erklärung des richtigen Deutsch geglückt. Richtig heißt was mit der Regel übereinkömmt. Aber welches ist die Regel? Der Genius der deutschen Sprache? fragt er sich selbst, und erklärt bei dieser Gelegenheit den Ausdruck Genius in diesem Verstande für so einen, mit dem gar kein Begriff verbunden sei. Das dächte ich nun zwar nicht, indessen trete ich den Hrn. Prof. willig bei, wenn er erklärt, die übereinstimmende und herrschende Gewohnheit des Jahrhunderts, in welchem man lebt, sei die Regel des richtigen Deutsch. Hieraus folgt, daß etwas zu einer Zeit richtig sein könne, was es zu andrer Zeit nicht mehr ist; doch beweiset der Hr. Prof. dieses beinahe etwas zu gelehrt, und am Ende verspreche ich ihm doch darinn wenig Beifall, wenn er glaubt ein Kindelein so löbelich, die Kammer sein, nimmermehre u. d. g. wären einmal richtig gewesen. Eine andere Folge ist, daß man dem großen Haufen der Schriftsteller folgen muß, wenn er auch nicht immer der Etymologie gemäß schreibt, daher Hr. Sch. sogar erklärt, daß er Prot, Putter schreiben würde, wenn es die meisten thäten. Wenn die Parteien gleichgetheilt sind, sagt er, so ist beides richtig. Aber gleichgetheilt, wie schwer ist das zu bestimmen? übrigens wäre zu wünschen, daß des Hrn. Professors Gesinnung, sich immer zu der stärksten Partei zu schlagen, die herrschende wäre. Ich würde darunter leiden, indem er ausdrücklich sagt, daß er die

Partei

Partei der Ypsiloniten für stärker halte; allein wenn ich dadurch jeden eigensinnigen Vertheidiger seiner besondern Meinungen in der Sprache unter das Joch des herrschenden Gebrauchs zu bringen wüßte, so wollte ich gern die Mühe über mich nehmen, anstatt des i in vielen Fällen ein Ypsilon zu schreiben, und, wenn es nicht anders sein könnte, sogar zwei Striche oder Punkte darüber zu machen. Jedoch die Frage, wie weit kann ein Sprachlehrer gehen, und in wie weit darf er sich dem herrschenden Gebrauche wiedersetzen, verdient schon einmal etwas genauer untersucht zu werden. Jetzt nur Eins zur Probe davon! Giebt es nicht Fehler, die beinahe ein jeder macht, und die jeder vermeiden würde, wenn man ihn nur ein wenig darüber zum Nachdenken brächte. Keinen allgemeinern Sprachfehler weiß ich, als daß man die mit da anfangenden Nebenwörter, die eigentlich bloß anzeigend (demonstrativ) sein sollten, beziehend (relativ) gebraucht, so wie auch da selbst. In wessen Schriften lieset man nicht: der Ort, da ich gewesen bin; der Mann, davon ich Ihnen gesagt habe; die Stelle, darauf sich dies bezieht? und doch ist es so augenscheinlich daß es, wo, wovon, worauf heißen muß. Ist das nun nicht unrichtiges Deutsch, und soll der Sprachlehrer sich nicht bemühen, das richtigere an dessen Stelle Mode zu machen?

Ich übergehe mit Ihrer (und meiner übrigen Leser) Erlaubniß eine andere Bedeutung von

richti-

richtigem Deutsch, die der Hr. Professor anführt, und darunter solche Ausdrücke versteht, welche richtige Gedanken richtig vortragen. Bloß ein einziges von seinen Beispielen will ich Ihnen mehrere Deutlichkeit wegen (aus S. 14) hersetzen: „Als die Schweizer von Oesterreich abfie„len, so nennte [nannte] man es einen Abfall „eine Rebellion: Dieß war damals richtig gesagt. „Nachdem sie aber in ihrer Freiheit bestätigt „worden, so wurde jenes ein unrichtiger Aus„druck, und unrichtig Deutsch.“ Wer würde hier nicht lieber bloß gesagt haben, ein unrichtiger Ausdruck? Ich glaube, Sie werden mir beistimmen, wenn ich behaupte: Die Sonne geht auf, (nach Hrn. Schellers Grundsätzen S. 13) ist ein unrichtiger Ausdruck: aber unrichtiges Deutsch ist es nicht, so wie die Rhetorikationen des Cicero, die Hr. Sch. im folgenden tadelt, kein unrichtiges Latein enthalten.

Am Ende des Abschnitts vom richtigen Deutsch, macht der Hr. Verf. noch drei Anmerkungen wovon ich die ersten beiden dem Inhalt nach Ihnen hersetzen will. In der ersten (S. 32. 33) wünscht er, daß man in Ansehung der Orthographie, Flexion und Verbindung feste Regeln machen möchte, und eifert wieder diejenigen, welche meinen, die Sprache des Pöbels (z. E. der Freunde ihre Streitigkeiten) sei natürlich. Wenn er dahin aber auch den Gebrauch der eigenthümlichen (possessiven) Fürwörter rechnet, die

zuwei-

zuweilen Zweideutigkeiten verursachen (z. E. die Mutter fragte die Tochter, wo ihr Buch wäre), so muß ihm wol nicht beigefallen sein, daß andere Sprachen (z. E. die Lateinische und Französische) eben so sprechen, und wenn er den Gebrauch des Fürworts derselben dafür empfiehlt, so kann man nicht unterlassen, anzumerken, daß dasselbe, weil es die Rede schleppend macht, eher verbannt, als angepriesen zu werden verdiene. Die zweite Anmerkung wünscht die Errichtung einer Akademie der Deutschen Sprache, oder, da dies vor der Hand nicht zu hoffen sei (vielleicht nicht einmal zu wünschen), jeder Universität einen Professor der Deutschen Sprache und Redekunst, der aber, wie er (S. 34) hinzusetzt, kein Gottsched sein, sondern mehrere Sprachen genau und mit Geschmack verstehen müßte.

Den Ausdruck gut Deutsch meint der Hr. Prof. könne man ganz sparen, weil er doch nur so viel sage, als richtig Deutsch. Wo ich nicht irre, so sagt man gutes Deutsch nicht bloß von der Richtigkeit, sondern auch zugleich von der Reinigkeit der Sprache.

Was schön Deutsch sei, getraut er sich (S. 36) gar nicht zu bestimmen. Sollte man sich nicht darüber vereinigen, das schönes Deutsch zu nennen, worinn Wörter, Ausdrücke und Redensarten mit Fleiß gewählt, und nach allen Regeln des Wolklangs geordnet sind? Ich schließe

also das aus, was der Hr. Professor voraussetzt, daß in schönem Deutsch auch immer schön gedacht sei. Wie oft sagt man nicht: der Verfasser sagt nichts wichtiges, aber sein Deutsch ist schön?

Feines Deutsch ist ein Ausdruck, den ich wenigstens gar nicht gebrauchen würde, so wenig als fein überhaupt in der Bedeutung des Artigen. Hr. Sch. gebraucht es sehr oft; aber ich möchte ihn wol bitten, auf dem Gebrauch unserer guten Schriftsteller Acht zu haben, wo er es so leicht nicht finden wird. In Ernesti's Bibliothek wird zuweilen wol ein Buch wegen seiner feinen Schreibart empfohlen; aber auch in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, oder in der Allgemeinen Deutschen? Wie oft müste im Deutschen Batteux dieser Ausdruck stehen! und ich getraue mich zu behaupten, daß er auch nicht ein einzigesmal darinn stehe. Fein heißt im guten Sprachgebrauche nur subtil, genau herausgesucht, und wenn also unsre jetzigen Modeschriftsteller etwas eine feine Anmerkung nennen, so nehmen sie es im andern Sinne, als wenn ein Sächsischer Schulmann seinen Untergebnen sagt, daß ein gewisser Alter von dem oder jenen Gelehrten mit feinen Anmerkungen herausgegeben sei? Denn mit Einem Worte fein in dieser Bedeutung ist provinziell, und außer Sachsen lächelt man eben sowol, wenn man in des seligen Herrn Johann Hübners Geographie die Beschrei-

bung lieset eine feine Stadt, als wenn man hin und wieder auf eine galante Festung stößt. Aus der folgenden Erklärung des Hrn. Professors sieht man so viel, daß er das Feine dem Gemeinen entgegensetzet, und also das darunter versteht, was man sonst ausgesucht oder edel nennt. So ist auch seine Feinheit in der ganzen Schreibart (S. 54) fast nichts anders, als die Korrektneß *) unsrer neuern Ästhetiker. Übrigens ist der Abschnitt vom feinen Deutsch sehr gut ausgearbeitet, und enthält manche in allen Bedeutungen feine Bemerkung.

Ganz kurz erklärt Hr. Sch. am Ende des ersten Theils, daß er den Ausdruck zierlich Deutsch nicht verstehe; allein darüber hat man sich schon in verschiednen gelehrten Zeitungen gewundert. Er empfiehlt fein Deutsch dafür, und wiederräth zierlich Deutsch aus der Ursache, weil es verdächtig klinge, indem sich zieren bei uns für affektiren gebraucht werde. Sollte dies nicht etwas zu viel beweisen, z. E. daß man auch nicht sagen dürfe eine zierliche Hand, ein zierlicher Kegel rc.? In der Anleitung die lateinischen Schriftsteller zu erklären, hatte Hr. Sch. schon ähnliche Gedanken über das Wort zierlich geäußert, aber dort leugnete er doch eigentlich nur, daß es zierliche Wör-

*) Man vergleiche den zweiten Theil dieser Briefe S. 182.

Wörter gäbe, worinn ich mit ihm einig bin, insofern man Wörter und Ausdrücke von einander unterscheidet *), wie Hr. Sch. nicht gethan hat.

Siebzehnter Brief.

Der zweite Th. von Hrn. Schellers Buche enthält Empfehlungen der Deutschen Sprache in Predigten, im Reden und Schreiben, in der Philologie und in Schulen, wovon in vier Kapiteln nach einander gehandelt wird.

Man

*) Hr. Prediger Stosch handelt im ersten Theil seines Versuchs von dem Unterschiede zwischen Wort, Redensart und Ausdruck; noch aber bin in deren Bestimmung mit ihm nicht ganz einig. Mich dünkt, man nenne nichts einen Ausdruck, als was in einem tropischen oder uneigentlichen Sinne steht, es mag nun ein einzelnes Wort oder eine Redensart sein. Wenn ich unter Knoten die Verwickelung in einem Schauspiele verstehe, so ist es ein Ausdruck, anstatt daß der Knoten eines Fadens ein bloßes Wort ist. Sich aus dem Hanfe finden (in Lessings antiquarischen Briefen) ist ein Ausdruck und eine Redensart zugleich; jemand in der Sprache unterweisen, eine bloße Redensart. Wenn der Kaiser August sagte: Ihr jungen Leute, hört mich Alten, der ich, als ich jung war, auch die Alten gehört habe, so kann ich das nur eine scharfsinnige Anrede, aber nicht mit Hrn. Stosch einen rührenden Ausdruck nennen.

Man kann es dem großen Haufen der Prediger, besonders in manchen Ländern des Gehorsams, wo alt und bewährt immer einerlei ist, nicht oft genug sagen, daß biblisch predigen und orientalisch predigen zweierlei ist, so oft auch die grösten und einsichtsvollsten Gelehrten (z. E. Ernesti und Michaelis) dagegen geeifert haben. Hr. Sch. giebt S. 66—68 ein Verzeichniß einiger solchen orientalischen Ausdrücke und Sätze, und setzt ihnen eine Erklärung bei, die gröstentheils jedermanns Beifall haben wird. Noch hätte er vor der strengen Beibehaltung der zum Theil jetzt unverständlich gewordenen Wörter, Ausdrücke und Redensarten der Lutherischen Uebersetzung warnen sollen, wovon sich noch jetzt so manche Gemeine die Ohren muß volltönen lassen, ohne etwas davon mit nach Hause zu nehmen, als den leeren Schall, oder gar, welches noch schlimmer ist, einen falschen Begriff. Man erkläre dem gemeinen Manne noch so oft, was Luther durch das Wort ärgerniß habe andeuten wollen; er wird doch immer, so oft er es in der Folge ohne Erklärung hört, sich den Begriff von ereifern dabei denken. Ihm wird die Gesinnung empfohlen: ich habe es alles Macht; aber es frommet nicht alles; und er geht unbelehrt aus der Kirche. Hätte man ihm gesagt; man muß sich auch zuweilen solcher Dinge aus Vorsichtigkeit enthalten, die an sich nicht unerlaubt sind, so würde man gewiß viel verständlicher gewesen sein, und man würde doch mit dem besten

Ge-

Gewissen von der Welt haben hinzusetzen können: nach dem sechsten Kapitel des ersten Briefes an die Korinther. Man weiß, was dies für einen unausbleiblichen Schaden nach sich zieht, nemlich den, daß die Religion des großen Haufens meist in dunklen Worten besteht, und daß er sich z. E. selbst andächtiger vorkömmt, wenn er Gott seinen Hort, als wenn er ihn seine Zuflucht oder seinen Beschützer nennt. Und gleichwol geht der Eifer mancher Prediger für solche veraltete und unbekannte Wörter bis zum Erstaunen weit. Ich habe es einmal mit angehört, daß jemand in einem Vortrage über die Worte zu der Zeit wird das Haus David einen freien offenen Born haben Christum nie den geistlichen Brunn nannte, ohne, gleichsam zu mehrerer Erläuterung, den geistlichen Born noch hinzuzufügen, welches ihm kurz darauf ein junger Gottesgelehrter in einem öffentlichen Gebete glücklich nachthat.

Von der Entlehnung fremder Wörter und Konstruktionen, ingleichen der wissentschaftlichen Ausdrücke, wofür er schlechthin die Büchersprache hätte nennen können, redet Hr. Sch. nur kurz, und beantwortet noch einige Scheingründe, womit man die sogenannte biblische Sprache hat vertheidigen wollen.

Hr. Sch. nimmt (S. 74) zwei Ursachen des Einmengens fremder Wörter in das Deutsche an, Unwissenheit und Stolz. In der That ist es etwas viel behauptet, „jeder ausländische Aus-

„druck, wenn er einen richtigen Gedanken in sich „schließt, kann deutsch gemacht werden.“ Das beste ist noch, daß der Hr. Prof. (S. 75) gesteht: „ich bin freilich nicht im Stande alles zu übersetzen;“ denn sonst möchte der an ihn ergehenden Anfragen kein Ende sein. Welche kultivirte Sprache nimmt nicht um des bequemern Ausdrucks und selbst um der Abänderung willen fremde Wörter an, und wir allein wollten Schwierigkeiten machen, es zu thun? Eingeführt ist nun einmal eine unglaubliche Menge, und wird, welches das wichtigste ist, selbst von dem großen Haufen gröstentheils verstanden. Er weiß z. E. besser was rekommandiren und Rudera, als was empfehlen und Bruchstücken oder Trümmern heißen sollen. Verständlichkeit ist ein höhers Sprachgesetz, als Reinigkeit, und Präcision muß mir lieber sein, als eine kalte und doch nicht zum Ziel treffende Umschreibung. übrigens bin ich sehr dafür, daß Gelehrte unter sich wetteifern, alles ganz Deutsch auszudrücken; nur muß man der Zeit ihr Recht lassen, und nicht gleich eine allgemeine Einführung der neuen Verdeutschungen verlangen. Wenn sie ihr Glück machen sollen, so wird es, ohne daß wir uns so viele Mühe geben dürfen, beinahe von selbst geschehen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da viele glaubten, das Wort Bagage lasse sich nicht Deutsch geben; im letzten Kriege aber haben die Zeitungsschreiber auf einmal das Wort Gepäcke dafür durchgesetzt, und ein alter Mann hat mir erzählt, daß er sich

noch

noch der Zeit zu erinnern wisse, da das Wort Hörsaal Aufsehen gemacht habe, welches doch jetzt durchgängig gebräuchlich geworden ist *). In dieser Rücksicht würde es nicht übel sein, wenn jemand eine vollständige Sammlung von den vorgeschlagnen Deutschen Wörtern, wodurch man fremde entbehrlich hat machen wollen, veranstaltete, und für diejenigen, wobei noch niemand einen Einfall gehabt, seine eignen Vorschläge bekannt machte. Vielleicht kann ich in meinem Antibarbarus in dem Kapitel von fremden Wörtern, worinn ich, meiner ersten Absicht nach, nur von denjenigen, die das Bürgerrecht erhalten haben, handeln wollte, so weitläuftig werden. Denn das Recht, von Zeit zu Zeit einige fremde Zöglinge zu naturalisiren, werde ich mit meinem guten Willen der Deutschen Sprache nie streitig machen lassen. Und warum sollte ich es auch thun, da unsre grösten Puristen (oder Reinigkeitsverfechter, wenn sie lieber so heißen wollen) sich selbst häufig fremder Wörter bedienen, Hrn. Scheller nicht ausgenommen **),

*) Frisch und Hederich haben noch Hörstube dafür; Hörsaal aber finde ich schon in einem 1739 zu Halle im Waisenhause gedruckten sogenannten Französisch-Deutschen *Vocabulario*.

**) Ich war Willens, in diesem Theile eine kleine in diese Materie einschlagende Schrift, die unter dem Titel Sendschreiben eines Landpredigers an die Herren Verfasser der gelehrten Zeitungen rc. vor ein paar Jahren heraus kam, anzuzeigen; aber sie ist mir verloren gegangen, und ich habe keine Hof-

der auch selbst S. 83, seinem eignen Ausdrucke nach, seine Saiten wieder ein wenig herabspannt, und zugiebt, es sei vor der Hand nicht möglich, alle ausländische Wörter exuliren zu lassen (zu verbannen). Eine merkwürdige hieher gehörige Anekdote muß ich Ihnen doch noch erzählen. Um die Zeit, als die Deutsche Gesellschaft in Leipzig ihre Bemühungen anfing, machten auch einige Schulleute, die aber nach ganz andern Grundsätzen verfuhren, einen Anfang, Deutsche Schriften herauszugeben, die ihrer Meinung nach auch in Ansehung der Sprache einen Vorzug behaupten sollten. Die Deutschen Gesellschafter hat vermuthlich ihre Ursachen, mit diesen guten Männern ziemlich hart umzugehen, und ihnen so derbe als möglich die Wahrheit zu sagen. Unter andern hatte dies Schicksal den seligen Doktor Heumann betroffen, der im Jahr 1733 eine Übersetzung der Rede des Cicero für den Milo herausgab, und darüber von dem kürzlich verstorbnen Hrn. von Steinwehr, der damals noch Magister zu Leipzig war, in dem siebenten Stücke der kritischen Beiträge angegriffen wurde. Unter dem Getadelten befanden sich auch einige fremde Wörter, die Heumann in der Vorrede zu den von ihm in Jahr 1735 herausgegebnen sechs übersetzten Reden des Cicero mit aller

Hofnung. sie vor der Messe wiederzuerhalten. Man sehe davon die Allg. D. Bibl. B. 17. St. 1. S. 302 ff, wo sowol, als in der Recension der Erfurtischen Zeitung verschiedene wichtige Erinnerungen über den Gebrauch fremder Wörter vorkommen.

aller Gewalt vertheidigen will, jedoch so daß seine Gedanken nicht ganz zu verwerfen sind. Diesen Reden fügte er eine Einladungsschrift bei, worinn S. 262 eine ganz besondere Anmerkung vorkömmt, die ihrer Seltenheit wegen aufbehalten zu werden verdient: „Etliche Ausarbeiter „der Teutschen Sprache [damit sticht er „vermuthlich die Leipziger an] begehen einen fast „lächerlichen Fehler, wenn sie sich des Namens „Poet enthalten, und hingegen Dichter sagen. „Sie wissen nicht, oder sie entsinnen es sich we„nigstens nicht, daß Dichter eben sowol ein La„teinisches Wort ursprünglich ist, als Poet, und „daß poëta ein schönes Lateinisches Wort, hin„gegen dictator (also wurde in den mittlern, das „ist, barbarischen Zeiten ein Poet genennet; wo„her der Nahme Dichter gekommen;) ein „heßliches Lateinisches Wort ist." Was meinen Sie? Würde es nicht artig sein, wenn man diese Art der Kritik über die Güte der Wörter gewöhnlicher machen könnte? Wenn jemand sich denn alle Mühe gegeben hätte, einen reinen Deutschen Ausdruck zu erfinden, so würde hernach ein anderer kommen, und zeigen, daß das gewählte Wort ebenfalls von einem fremden Ursprunge sei.

Das dritte Kapitel des zweiten Theils oder die Empfehlung der Deutschen Sprache in der Philologie macht den grösten und wichtigsten Theil des ganzen Buchs aus (S. 85 bis 245).

Die Gelehrten machen gar zu gern Parade mit ihrer Kenntniß fremder Sprachen. „Man erläutert (S. 86) das Lateinische mit dem Griechischen, das Griechische mit dem Lateinischen, „das Hebräische mit dem Lateinischen und Griechischen ꝛc. und man könnte es weit näher im „Deutschen, obgleich mit wenigerm Pompe, haben.“ Hier hätten vielleicht ein paar Worte davon gesagt werden können, daß wenn man Lateinische Schriftsteller zum Gebrauch der Jugend herausgiebt, man die Lateinischen Ausdrücke mit Deutschen vergleichen, und folglich die Anmerkungen (die bloß kritischen etwa ausgenommen) sämtlich Deutsch machen sollte. Heumann, der gewiß in diesem Stücke nicht parteiisch war, gesteht dies zu *), und es kömmt bloß auf einen Versuch an, der gut aufgenommen wird, so wird die Sache gethan sein. Ich für meine Person werde ihn schwerlich machen, ob ich gleich einige Lateinische Schriftsteller herauszugeben Willens bin; bei einem Griechischen Schriftsteller würde ich dergleichen eher wagen.

Man kann, wenn man die Deutsche Sprachlehre recht gelernt hat, dadurch in der Sprachlehre der alten Sprachen, wo viele Gelehrten aus bloßer Gelehrsamkeit alles mit Ungewißheit erfüllen, zu richtigern Grundsätzen angeleitet werden. Wir haben (S. 86. 87) kein Deutsches Wort, wovor

*) Conspectus reipubl. litt. Cap. VI. §. XXVI. p. m. 362.

wovor wir den Artikel der, die, das in mehr als Einer Endung setzen oder für richtig halten sollten, außer daß zuweilen die eine Provinz diese, die andre jene Endung vorzieht (niemand wird z. E. der und das Bleistift für gleich gut halten); wenn also im Lateinischen ein Wort mehr als Ein Geschlecht hat, so ist nothwendig nur das Eine das richtigere. Finis kömmt im Feminino zuweilen vor; aber diejenigen, die dies für eleganter halten *), als das Maskulinum, irren sich sehr.

Was der Hr. Prof. von den Synonymen sagt, habe ich im zweiten Theil meiner Briefe zum Theil schon gebraucht, ob ich gleich dort keine Gelegenheit hatte, ihn zu citiren. Er leugnet gradehin, daß es in Einer Gegend zu Einer Zeit Synonymen geben könne; aber zum Unglück wählt er ein Beispiel, welches grade gegen ihn ist. „Folglich," sagt er, „kann in Einer Stadt „ein Schrank nicht zugleich Spinte oder Köte „genannt werden." Und doch geschieht es. Hier in Berlin versteht ein jeder Schrank sowol als das Spinde (denn die Spinte, wie Hr. Sch. von uns berichtet, sagen wir nicht), und obgleich das erstere uns Hochdeutscher zu sein scheint, so gebrauchen wir doch beides fast ohne Unterschied, besonders in den zusammengesetzten, z. E. Kleiderschrank und Kleiderspinde, Bücherschrank

*) Der Herr Professor scheint hier den Noris über die Pisanischen Cenotaphien zu Ende des dritten Kapitels der vierten Dissertation in Gedanken gehabt zu haben.

und Bücherspinde. Ja ich kenne Städte, wo man sich kein Gewissen daraus macht, Bücherschrank, Bücherspinde und Bücherschapp durcheinander zu sagen, etwa so wie man in Sachsen eine Ficke *) und eine Tasche ohne Unterschied gebraucht. Indessen thut dies zur Sache nichts; wenn auch einige wahre Synonymen übrig bleiben sollten, so kann man doch die Regeln von der Unterscheidung der Wörter auf das Latein sehr richtig mit dem Hrn. Professor anwenden, und wünschen, daß die Synonymensammler die Verschiedenheit der Schriftsteller, die von einer Sache verschiedene Wörter gebrauchen, nach der Gegend ihres Aufenthalts und nach ihrem Zeitalter mehr möchten in Erwegung gezogen haben, nicht zu gedenken, daß sie zuweilen Wörter, die verschiedene Arten eines Geschlechts anzeigen, für eben so viel Benennungen des ganzen Geschlechts angesehen haben, wie z. E. in Ansehung der verschiedenen Namen der Gattungen der Krebse geschehen ist **). S. 92 hätte Hr. Sch. wol besser gethan, wenn er sich auf den Unterschied der von ihm angeführten Deutschen Partikeln demnach, daher, deswegen, dannenhero, darum und um deswillen eingelassen hätte, als daß er uns sagt,

*) Man kann dieses Wort in Hrn. D. Millers Leben Samuel Lanwills (in den moralischen Schilderungen), und in Hrn. Weißens Jagd (in der zweiten Arie) antreffen.

**) Ich habe davon in meiner Abhandlung von Krebsen in dem ersten Quartale des ersten Jahrganges des Neuen Strelitzischen Anzeigen (von 1768 bis 1769) S. 31. 32 gehandelt.

sagt, ita und ergo müssen bei den Lateinern unterschieden gewesen sein, da sie beide zuweilen zusammensetzten. Nicht ohne Grund verlangt Hr. Breitinger **), daß die Unterscheider der Synonymen ihre Bemühungen auch auf die Partikeln erstrecken sollen.

Ich bin bei diesen ersten Punkten des dritten Kapitels weitläuftiger gewesen, um Ihnen nun desto kürzer sagen zu können, daß der Herr Prof. im Folgenden die Verschiedenheit in den Kasibus, die ein Wort zu sich nimmt, die grammatischen Figuren, die sonderbaren Redensarten, die etwas anders zu sagen scheinen, als sie wirklich sagen (z. E. er hat niemand durch seine Grobheit beleidigt anstatt er ist gegen niemand unhöflich gewesen), die Verwechselung der abstrakten und konkreten Begriff, die Uebertreibungen, die verschiedene Orthographie, die Ableitung, die Tropen und noch einige andere Punkte nach einander abgehandelt, und in allem diesen die Deutsche Sprache mit der Lateinischen, seltner (welches mir nicht lieb ist) mit der Griechischen, verglichen hat. Alle Schulleute, welche Sprachen zu lehren haben, und alle diejenigen, die mit Verstand über sie urtheilen wollen, sollten dieses Kapitel lesen, und wenn sie gleich nicht alles nach ihren Geschmacke finden, so werden sie doch so viel gründliches und selbstgedachtes antreffen, das ihre Mühe vollkommen belohnen wird.

Wenn

**) Fortsetzung der critischen Dichtk. S. 103.

Wenn ich bei diesem Kapitel noch einige Bemerkungen mache, so werde ich mich vorzüglich auf das Deutsche einschränken.

Es ist mir ganz unwahrscheinlich, daß, wo jetzt in den Pluralen ein å, ô oder ů ist, vordem ein ae, oe und ue in zwei Sylben gewesen sei (S. 95), so daß man anfänglich die Gaense, die Stuehle (dreisylbig) für Gånse, Stůhle gesagt habe. Diese Meinung setzt den unerwiesenen Satz, als wären å, ô und ů wirklich Diphthongen, als erwiesen voraus; aber niemals wird es sich erweisen lassen, daß, wo jetzt å ist, vordem ae in zwei Sylben gewesen sei, und so auch mit ô und ů.

In den Etymologien des Hrn. Prof. bin ich zwar überhaupt am wenigsten mit ihm einig; wenn er aber Grôbs, welches in Sachsen das Kernhaus eines Apfels oder einer Birne *) anzeigt von der

*) Ich hatte einmal verschiedene provinzielle Benennungen des Kernhauses gesammlet, die ich aber jetzt nicht finden kann. Eines einzigen davon erinnere ich mich noch. Im Havellande und in der Prignitz nennt man es das Schneckhaus oder verderbt Schnickhaus. Grôbs mag nur in wenig Gegenden gebräuchlich sein; anderswo sagt man Krôbs welches mir richtiger scheint, sowol wegen der Übereinkunft mit Kropf, als auch weil Krôbs an einigen Orten den sogenannten Adamsapfel an der Kehle der Männer bedeutet. Doch kônnte freilich auch das letztere nur vom erstern herkommen, wie das von Stielern angeführte Sprichwort Adam hat den Krôbs gegessen wahrscheinlich macht. Andre Ge-

der Gröbste herleiten will, daß es so viel bedeuten sollte, als der gröbste Theil des Apfels, so scheint mir das theils für die alte Einfalt der ersten Erfinder der Sprachen viel zu hoch, theils ist auch die Auslassung eines Hauptworts im Deutschen so ungewöhnlich, daß ich auch kein einziges ähnliches Beispiel anzuführen wüste **).

S. 109 scheint der Herr Prof. der Redensart das Wort zu reden: du sprichst, du hättest keine Bücher, aber ich weiß, daß du derer hast! aber erstlich ist derer schlechterdings provinziell und falsch, und es müste deren dafür stehen, hernach wäre es im Schreiben ein bloßer Gallicismus du hast deren, ob ich gleich zugebe, daß es im Munde gemeiner Leute nicht so sei.

S. 112.

Gegenden haben Grubs für Kröbs. Stieler leitet es von Krebs her. Lateinisch heißt er naucus, wie Festus bezeugt. Pro oleae *aut nucis* nucleo, sind seine Worte, obgleich Cellarius im Faber *aut nucis* weggelassen hat. Im Horaz dünkt mich habe ich camera dafür gefunden; die Stelle will mir aber nicht wieder beifallen. Ohne Zweifel steht sie im zweiten Buch der Satiren.

**) Bei der Zehente scheint zwar Theil ausgelassen zu sein; aber gewiß ist es nicht. Vielleicht ist es im Deutschen zuerst bei Wörtern vom männlichen Geschlecht gebraucht worden, und bedeutet also decimum quemque, so wie wir etwa noch sagen der zehente wurde gehängt. Den Kürzern ziehen heißt von zwei Loosstäben den kürzern herausziehen. Aber wie sollte man einen solchen Stab anders nennen, wenn man ihn vor Augen hatte, als den Kürzern?

S. 112. hätte wegen der Konstruktion des Worts leugnen wol mit ein paar Worten erinnert werden können, daß es nicht bloß Unachtsamkeit verrathe, wenn man sagt; er leugnete, daß er es versprochen, sondern nur so viel gesagt habe rc. sondern daß auch ein guter Deutscher niemals so sprechen werde Er verbot ihm, es niemand zu sagen, sondern zu schweigen ist zwar gewöhnlicher; aber hier läßt sich noch mehr ohne alle Umstände eine Veränderung vornehmen. Man darf nur befahl an die Stelle des verbot setzen.

S. 113 ist es auch nicht genau geredet, „die „Deutschen sagen: das werde ich niemals nicht thun." Nein nur diejenigen, welche schlecht Deutsch sprechen, erlauben sich dies. Diese Anmerkung läßt sich bei vielen andern Stellen machen. Fehler sollte man, wie mich dünkt, nur mit Fehlern vergleichen, und eingeführte Abweichungen von der Regel ebenfalls zusammenstellen; auch hat Hr. Sch. es an vielen andern Stellen richtig so gehalten.

Von dem Worte Butter sagt der Hr. Prof. mehr, als einmal (z. E. S. 138), er wisse nicht, welche Sprache es von der andern entlehnt habe. Das dächte ich wäre nun wol so schwer nicht zu entscheiden. Ein sehr richtiger Kanon der Ableitung ist: Ein Wort gehört derjenigen Sprache zu, in welcher es offenbar zusammengesetzt ist, und aus dieser ist es in die

übri-

übrigen gekommen. Es versteht sich, daß diese Regel bei unzusammengesetzten Wörtern nicht genützt werden kann; aber daß ist nun der Fall bei Butyrum grade nicht. Es ist Griechisch (βουτυρον) aus βους die Kuh und τυρος der Käse zusammengesetzt. Die Lateiner haben es angenommen ohne eine Veränderung darinn zu machen. Das Deutsche Wort ist dem Lateinischen wieder sehr ähnlich. Wie könnte man nun glauben, daß die Deutsche Sprache dieses Wort vielleicht zuerst gehabt habe?

S 145 wird ruchlos von dem Alemannischen ruahcha Sorge hergeleitet. Ich habe dagegen nur das einzuwenden, daß verrucht sich schwerlich auf ähnliche Art würde ableiten lassen, und das müste doch sein, wenn jene Ableitung richtig wäre. Ich meinte sonst immer, beide wären von Ruf durch die sehr gewöhnliche Verwechselung des f und ch *), oder von Gerücht (welches aber am Ende auch wieder von Ruf ist); noch habe ich aber wenig zur Bestätigung dieser Ableitung dienliches gefunden.

Was der Hr. Prof. S. 147 von den Wegwerfungen Hinzusetzungen, Versetzungen und Verwandlungen gewisser Buchstaben sagt, habe ich bei der neuen Auflage meiner Sprachlehre, wo ich mich auf die Ableitungen der Wörter näher eingelassen habe, hin und wieder mit Nutzen

*) Man sehe die zweite Auflage meiner Sprachlehre S. 105 und 106.

zen gebraucht, ob Sie gleich finden werden, daß Hrn. Schellers Abhandlung aus der meinigen an mehrern Orten ergänzt werden kann, welches nicht zu verwundern ist, da der Hr. Prof. in Lübben, wo er sein Buch schrieb, nur einen kleinen Vorrath von Büchern über die Deutsche Sprache bei der Hand hatte. Hätte er einen grössern oder auch nur den meinigen gehabt, so zweifle ich nicht, daß er mir wenig zu dem Seinigen würde hinzuzusetzen überlassen haben.

Daß die alten Deutschen nicht so viel Konsonanten hinter einander in ihren Wörtern gehabt haben, als wir, wird S. 154 sehr richtig behauptet Diejenigen, die durchaus alle Stammwörter einsylbig haben wollen*), können dieses vornehmlich merken und — untersuchen.

Von S. 177 an giebt sich der Professer viel Mühe mit der ersten Bedeutung der Wörter. Daß eine solche Bemühung nützlich, außerordentlich nützlich, und historisch gut sei, ist unwiedersprechlich, und Hr Sch. hat es auch ausführlich bewiesen, aber seinen eigenen Muthmaßungen kann ich hier fast niemals beitreten. Indessen weiß ich und alle, wie schwer es sei, hier etwas ich will nicht sagen gewisses, sondern nur auf die meisten Fälle passendes ausfündig zu machen. Wenn also gleich z. E fromm eigentlich nicht gut, schlecht nicht geschlagen, wild nicht außerhalb

*) Man sehe die Allg. D. Bibl. im Anhange zu den ersten zwölf Bänden. S. 924.

halb bedeutet hat, von welchen Behauptungen die letzte dem Hrn. Prof. am wahrscheinlichsten gewesen zu sein scheint (S. 210), so wollen wir deshalb ihn dennoch bitten, das Forschen nach den ersten Bedeutungen der Wörter nicht aufzugeben, und uns unterdessen das zur Regel machen, was er selbst S. 204 empfiehlt, in den alten Deutschen Dialekten und in den daraus entsproßnen noch lebenden Sprachen nach den Grundbedeutungen herumzustören, wo wir unsre Mühe gewiß werden belohnt finden, wenn wir nur diejenigen Fehler dabei vermeiden, deren sich diejenigen, die das Hebräische aus den orientalischen Sprachen erläutern, so oft schuldig machen.

Beiläufig erklärt sich der Hr. Prof. S. 199 ff. gegen den Wachter, der allen Deutschen Endungen (sam, keit, ling, lich, ig, thum, sal, schaft, heit), eine eigne besondre Bedeutung beilegt, (so daß alle damit sich endenden nun nicht mehr abgeleitet, sondern zusammengesetzt wären), und dem neulich Herr Prof. Ramler in seinem Anhange zum Batteux beigetreten ist. Es ist wahr, Wachters Bedeutungen sind fast immer etwas gesucht; aber das schadet der Sache selbst nicht. Meine Meinung ist folgende, nach der ich auch in der neuen Auflage meiner Sprachlehre *) verfahren bin. Anfänglich haben freilich die

*) Etymologie. N. 27 und 44

die Sylben etwas bedeutet, und die Wörter galten als eigentliche Komposita (z. E. fruchtbar so viel, als fruchttragend); aber endlich artete der zweite Theil der Zusammensetzung in eine bloße Endung aus, die den Hauptbegriff bloß anders bestimmte, und aus einem Substantiv z. E. ein Adjektiv machte. Die Endungen, die von fremden entlehnt sind, wohin nach meiner Meinung ig und isch gehören, machen eine Ausnahme, und die damit sich endenden Wörter sind nie als zusammengesetzt zu betrachten gewesen. Die Meinung des Hrn. Prof. als wären sie durch eine Dehnung z. E. langsam aus langsen (S. 202) entstanden, ist gewiß falsch. Übrigens ist bekannt, daß Augustin Bischoff in seiner Griechischen Grammatik, der er den Titel Cadmus beilegt, die Griechischen Endungen auf eine ähnliche Art zu erklären gesucht hat, als Wachter die Deutschen.

S. 236 schließt der Herr Prof.: „Deutschland hat seit der Wiederherstellung der Wissenschaften viel große Schriftsteller gehabt. Solte „Italien und Griechenland nicht in jedem Jahrhunderte auch so viel gehabt haben. Diß ist „höchstwahrscheinlich." Ganz richtig ist dieser Schluß wol deshalb nicht, weil unsre Schriftsteller durch die Druckereien unterstützt werden. In verschiedenen Wissenschaften war es damals sehr schwer, erfahren zu werden, und die Naturhistorie des ältern Plinius ist z. E. ein wahres Wunder.

S. 243 wird Herr Ebert getadelt, daß er den Engländern den Ausdruck die Zeit tödten nachgebraucht hat, und den Hrn. Prof. dünkt, er sei nicht allein einem Deutschen, der seine Sprache gewohnt ist, hart, sondern auch der Tropus vielleicht gar unrichtig. Beides ist, wenn ich nicht irre, anders. über Unverständlichkeit wird dabei wo so leicht kein Deutscher klagen, wenn er auch nur ein bloßer Deutscher ist, aber doch Dichter gelesen hat, und was den Tropus betrift, so ließe er sich vielleicht umständlich vertheidigen. Die Zeit ist die Wohlthäterinn des Menschen, könnte man etwa sagen; sie bietet sich ihm zu guter Anwendung an, und er behandelt sie feindlich 2c; wiewol ich nicht glaube, daß der Englische Erfinder mehr habe sagen wollen, als er verderbt die Zeit, wofür er bloß einen stärkern Ausdruck gebrauchte.

Noch ist das vierte Kapitel, Empfehlung der Deutschen Sprache in Schulen, übrig. In den obern Klassen sollen die junge Leute auch in der Schule gute Schriftsteller lesen, wozu Hr. Sch. vornehmlich Gellerts Fabeln und Rabeners Satiren empfiehlt, obgleich aus einem zweiten Grunde (denn mit dem ersten, weil sie leicht und natürlich schreiben, hat es seine Richtigkeit), den ich wenig gegründet finde, nemlich dem, daß der Hr. Professor sie für Statsbücher, d. i. für solche Bücher hält, aus denen ein junger Mensch die große Welt kann kennen lernen. Alsdenn

kennte freilich beinahe jede Landpredigertochter die große Welt, die Gellerten und Rabenern gelesen, und, wie die Beispiele sehr häufig sind, — auch verstanden hat. Wenn es noch die Welt hieße! Man hat mir immer gesagt, es gehöre viel dazu, die große Welt zu kennen. Wo sollte Gellert sie kennen lernen? In Leipzig allein, oder gar bloß aus Büchern, wie seine Leser? Rabener hatte mehr Gelegenheit dazu; aber hauptsächlich zu einer Zeit, da er schon lange Schriftsteller war. Doch Welt oder nicht Welt; genug Schrifsteller und zwar auch Deutsche Schriftsteller soll die Schuljugend lesen.

Aber warum? sagen die Orbile. Hr. Prof. Scheller beantwortet ihre Gründe, den ersten (Deutsch lernt man von selbst) etwas zu kurz und nicht treffend genug, den andern (man muß aus den Quellen schöpfen, und das sind die Alten) vielleicht zu ausführlich.

Wie man in den untern Klassen Deutsch lehren sollte, wollte ich Ihnen noch zum Beschluß sagen, wenn der Hr. Prof. es nicht ganz vergessen hätte, davon zu handeln. Wenigstens finde ich in dem ganzen Abschnitte, der nach der Aufschrift davon handeln soll, kein einziges Wort darüber gesagt.

Achtzehnter Brief.

Noch ein Jahr vor seinem Tode gab der selige Gottsched eine Probe eines Deutschen grammatischen Wörterbuchs heraus, die ich damals flüchtig gelesen, seitdem aber nicht wieder gesehen habe. Ich weiß auch von der beigefügten Probe noch grade so viel, als nichts; das habe ich bloß behalten, daß ich mir von dem Werke selbst nicht viel versprach, ob ich gleich glaubte, daß es einmal eine sehr gute Grundlage eines vollständigen und brauchbaren Wörterbuchs abgeben könnte. Jetzt hat man Hofnung das, woran Gottscheden der Tod verhindert hat, durch eine andere Hand ausgeführt zu sehen, und von der Ankündigung dieser Arbeit will ich Sie jetzt unterhalten. Wenn ich Ihnen alsdenn einmal ein vollständigers Urtheil über unsre drei gewöhnlichsten Wörterbücher, den Stieler, den Steinbach und den Frisch mittheilen werde, so kann ich vielleicht etwas kürzer sein, besonders wenn dies versprochene neue Werk unterdessen, wenigstens dem Anfange nach, erscheint.

Die erste Ankündigung, die ich vor mir habe ist von Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn den 7 Mai 1770 unterschrieben, und mit einer Probe von einem Viertelbogen in Quarto be-

gleitet. Hier haben Sie das Wichtigste daraus, welches ich zu Ihrer und meiner Bequemlichkeit mit Zahlen bezeichnen will.

1) Man hat in Gottscheds Entwurfe verschiedene Änderungen vorzunehmen für gut gefunden.

2) Man will bloß die Hochdeutschen Wörter liefern. Alle veraltete, alle eigenmächtige und ohne gehöriges Ansehen gemachte neue Wörter, imgleichen alle Provinzialwörter, wie auch alle ohne Noth aus fremden Sprachen entlehnte Wörter sollen wegfallen. — Dawieder hätte ich nun etwas viel einzuwenden. Wer veraltete Wörter und Provinzialwörter ganz ausläst, bedenkt nicht, daß grade ihrentwegen ein Wörterbuch am häufigsten zu Rathe gezogen wird. Und raubt er sich nicht selbst eine Gelegenheit, so manches gute veraltete oder Provinzialwort zu einer Stelle unter den Hochdeutschen zu empfehlen? Denn daß viele veraltete und Provinzialwörter bei denjenigen Hochdeutschen Wörtern, von denen sie als Synonyma angesehen werden können, sollen angeführt werden, das möchte wol dazu sehr selten Gelegenheit darbieten. Ferner warum sollen neue Wörter wegfallen, und was heißt es am Ende eigenmächtig und ohne gehöriges Ansehen gemachte? Der Leser findet ein Wort, und verlangt zu wissen, was es heißt. Findet er das, so wird er die hinzugefügte Belehrung, daß das Wort nichts tauge, und warum es nichts tauge, mit Dank annehmen. Wegen

der

der fremden Wörter bin ich in so fern mit dem Entwurfe einig, daß diejenigen, die man eben so leicht in einem Französischen, Lateinischen und Englischen Lexiko aufschlagen kann, sicher wegbleiben können. Haben sie aber im Deutschen eine etwas veränderte Bedeutung bekommen (wie z. E. Charakter), so können sie nicht wegbleiben.

3) Man wird auch die Kunstwörter der Handwerker und Künstler anführen, die unrichtigen und pöbelhaften Ausdrücke ausgenommen, die den Namen der Kunstwörter nicht verdienen. — Wenn die letztern nicht in Schriften vorkommen, so können sie sicher wegbleiben.

4) Man wird nicht bloß Obersächische Wörter für Hochdeutsch annehmen, sondern auch die, welche nur in gewissen andern Gegenden, wo die Sache, die sie bezeichnen, nur allein angetroffen wird, gebräuchlich sind. — Und das von Rechtswegen.

5) Die zu Hauptwörtern gewordnen Infinitive und die Participia, wofern, sie nichts besonders haben, bleiben weg.

6) Man will die Wörter nach den Anfangsbuchstaben ordnen, ob man gleich gesteht, daß diese Art einige Unbequemlichkeiten bei sich hat, die aber noch immer nicht in so großer Anzahl oder so wichtig sind, als diejenigen, die mit der andern Art, welche die Wörter nach ihrer Abstammung ordnet, verbunden sind. — Aber lassen sich alle Schwierigkeiten dieser andern Art

 nicht

nicht dadurch heben, wenn man in Ansehung der schweren Wörter allemal auf ihr Stammwort verweiset? Die Unzufriedenheit der Aufschlager ist das einzige, was man dagegen mit Grund anführen kann. Man begegne dieser Unzufriedenheit dadurch, daß man ihnen die Versicherung giebt, daß sie alsdenn gewiß die Sprache recht lernen können, welches, wie ich fest glaube, bei jener ersten Art, schlechterdings unmöglich ist. Darum giebt es hauptsächlich unter den fleißigen Gelehrten so viel schlechte Griechen und Lateiner, weil die meisten diese Sprachen aus Wörterbüchern nach der alphabetischen Ordnung lernen. Selbst Gesners Thesaurus wird dadurch nicht wenig unbrauchbarer gemacht, daß er nach dieser Ordnung eingerichtet ist. Will doch der Verfasser die leichtern Zusammengesetzten unter ihren Stammwörtern anführen; warum also nicht auch die etwas schwerern, und die Abgeleiteten? Das muß ich noch hinzusetzen, daß die Verweisungen besser in dem Wörterbuche selbst angebracht, als in ein besonders hinten beigefügtes Register gesetzt werden. Was streitige Ableitungen sind, da gebe ich es gern zu, daß sie einen eignen Artikel erhalten. Sonst ermüdet der unverdrossenste darüber, wie beim Stieler und bei dem sonst so viel nützliches enthaltenden Griechischen Wörterterbuche des Hrn. Rektor Damm.

7) In Ansehung der Orthographie will man es überhaupt bei denjenigen Grundsätzen bewenden lassen, welche seit geraumer Zeit bei den meh-

resten und gründlichsten Kennern unserer Sprache Beifall gefunden haben [das scheint heißen zu sollen bei den Gottschedischen]; aber doch kein Bedenken tragen, aus tristigen Gründen davon abzugehen.

Man wird den Ausländern [und nicht wenigen Einländern] zum Besten die Sylben, die den Ton haben, zeichnen. — Vortreflich! Dadurch würde dies Wörterbuch einen großen Vorzug erhalten. Möchten doch die Verfasser historischer und geographischer Wörterbücher auch einmal an diese Kleinigkeit denken!

8) Bei den Hauptwörtern soll allemal der Genitiv und der Plural, wenn sie einen haben, hinzugesetzt werden; bei den Beiwörtern ihre Komparation; bei den Zeitwörtern das Geschlecht, ob sie Aktiva oder Neutra sind, und ob sie in dem letztern Fall mit sein oder mit haben gemacht werden, imgleichen die unrichtige Bildung ihrer Zeiten. — Wenn dies vollständig und richtig geleistet wird, so wird das neue Wörterbuch von weit gemeinnützigerm Gebrauche sein, als der Frisch. Des Geschlechts der Hauptwörter ist hier zwar nicht besonders gedacht; aber es versteht sich von selbst, daß auch in diesem Stücke Frisch sehr zu ergänzen und zu berichtigen ist.

9) Unter den Bedeutungen der Wörter wird die erste Bedeutung *) so viel möglich aufgesucht

*) Man sehe oben, S. 32.

und bestimmt, die übrigen aber derselben nachgesetzt werden. überall wird man Beispiele aus den besten und reinsten Deutschen Schriftstellern anführen, auch für die Unterscheidung der Synonymen Sorge tragen. — Alles sehr gut. Wegen der Beispiele werde ich bei den Proben einiges erinnern.

10) Die Wortfügung, die von den bisherigen Wörterbüchern am wenigsten mit in Erwegung gezogen ist, soll vollständig bemerkt, und nicht bloß die richtigen Konstruktionen hingesetzt, sondern auch vor den unrichtigen gewarnt werden.

11) Ohne sich in etymologische Weitläuftigkeiten einzulassen, soll die Abstammung eines jeden einfachen Worts kürzlich mit beigebracht werden. Doch wird man sich eine grössere Ausführlichkeit erlauben, wenn eine bisher nicht genug bekannte Herleitung festzusetzen, oder eine durchgängig angenommene zu bestreiten ist.

So weit die erste Nachricht; die zweite die ebenfalls den 7ten Mai 1770. unterschrieben, aber später herausgekommen ist, ist derselben bis auf eine einzige Erinnerung, die nur in der ersten allein steht, gleichlautend. Der Herr Verfasser, dessen Namen ich nicht mit Gewißheit nennen kann, von dem ist aber irgendwo gelesen zu haben glaube, daß die Gottschedischen hinterlaßnen Sammlungen zu einem Wörterbuche nicht in seinen Händen sind, erklärt nemlich, daß der Mangel an Beispielen und Beweisstellen aus guten

Schriftstellern, selbst in seiner Probe, das sei, was ihm noch am wenigstens ein Genüge leiste. Da diese Klage sich in der zweiten Nachricht nicht mehr befindet, so ist zu hoffen, daß der Hr. Verf. seitdem denselben gänzlich oder großentheils werde abgeholfen haben. übrigens macht die der zweiten Probe beigefügte Nachricht einen ganzen Bogen aus, und enthält wirklich den Anfang des ganzen Werks, da hingegen in der erstern Probe nur einige auserlesene Artikel enthalten sind. Der Subskriptionspreis ist sehr billig; großes Papier und feiner Druck das Alphabet 18 gute Groschen. Ich rechne 6 Alphabet, so würde das ganze Werk 4 Rthlr. 12 Groschen kosten, Einen Thaler weniger, als der Frisch, der aber auch wegen des beigefügten Lateinischen Theils um ein Alphabet oder drüber stärker ist. Aller dieser Billigkeit ohnerachtet scheint es, als wenn vornehmlich der Mangel an Subskribenten die Ausgabe verzögerte; und gleichwol würde der künftige Preis von 1 Thaler für das Alphabet wol den meisten zu hoch scheinen.

Wenn das ganze Werk den Proben gleich ist, so wird das neue Wörterbuch unstreitig viel brauchbarer und unentbehrlicher sein, als das Frischische bei allen seinen Vorzügen ist. Die Beschaffenheit meiner Anmerkungen selbst, wobei ich mich nur auf das, was ich etwa noch vermisse oder tadle, einschränken werde, wird sie

davon überzeugen. Mit der ersten Probe fange ich billig an, weil bei der zweiten meine Erinnerungen ohnehin zu spät kommen. Daß der Ablauf nicht in allen Bedeutungen einen Plural habe, ist zweimal erinnert, und doch ist es von der einen Bedeutung nicht bestimmt, ob sie ihn habe, oder nicht. Bei ablaufen vermisse ich die Redensart sich bald die Beine ablaufen. Man sagt wenigstens eben so oft die (tollen) Hörner ablaufen, als sich die Hörner ablaufen. Der Ablauf der Posten und das dazu gehörige ablaufen sind vermuthlich als veraltet mit Fleiß weggelassen worden. Sollte es gewiß sein, daß die Redensart einen (jemand lieber, oder jemanden, wenn man will) ablaufen lassen aus der Fechtkunst ist? Oder wenn das ist, ist die Erklärung ihm nach Verdienst antworten ganz richtig? Mir ahndet dies und ich ahnde (räche, strafe) dies werden billig für einerlei Wort oder für Wörter von einerlei Ursprung erklärt; aber so wie es ausdrücklich angeführt wird, daß viele in der ersten Bedeutung ahnen schreibt, so hätte noch hinzugesetzt werden können, daß in der zweiten niemand ahnen schreibt, obgleich anten dafür im Steinbach steht. Der Alp mag als Krankheit ganz richtig beschrieben sein, aber die Einbildung des Pöbels ist es gewiß nicht. Dieser bildet sich ein, der Alp komme in Gestalt eines Thieres, das etwa wie eine Katze gestaltet sei, und verhindere die Leute, die dabei aber nicht schlafen, sondern

ihrer Meinung nach vollkommen wachen, am Athemholen. Ich weiß dies aus mündlichen Erzählungen, und ohngefär eben so wird es, wenn ich nicht irre, in dem Schauplatze vieler ungereimten Meinungen, den ein gewisser Prediger Wegner unter dem Namen Tharsander um das Jahr 1742 herausgegeben hat, beschrieben. Daher kömmt auch der Platteutsche Name Maare oder Maarte, welches sonst einen Marder bedeutet. Vielleicht ist der Name Hintsch, der anfänglich auch von Menschen gebraucht sein mag, aber jetzt, nach dem Hrn. Verf. nur vom Viehe gebraucht wird, von dem Katzennamen Hinz her. übrigens hat Frisch die Ableitung von Elve, wozu hier gute Zusätze vorkommen, auch schon an die Hand gegeben. Angst dächte ich, wäre so augenscheinlich von *Angustia*, daß wenn dieses auch einen fremden Ursprung hätte, jenes dennoch unmöglich anders woher abgeleitet werden könne, als aus dem Lateinischen. Mit Angst befallen, von Angst durchdrungen sind wol aus Versehen unter die Exempel des Adverbiums angst gekommen. Einem angst und bange machen halte ich für falsch, es müsse wol der Ackusativ einen sein, so wie man sagt einen Menschen schüchtern machen. Ohne bange würde ich mir den Dativ gefallen lassen, weil ich angst im Grunde weder für ein Adverbium, noch, wie der Hr. Verfasser richtig leugnet aber schlecht wiederlegt, für ein Adjektivum halte. Solche Anmerkungen, wie die ist,

daß

daß man für Asche auch Aschen sage, sollten höchstens in einer Parenthese beigebracht werden. Die Partikel aufer, die zu Ende der ersten Probe steht, hättte wegbleiben sollen, wie schon andere erinnert haben. Auferstehen ist nicht von aufer und stehen, sondern von auf uud erstehen, also ein Dekompositum. Matth. 17, 27 kömmt nicht auferfahren vor, sondern aufherfahren, wie in unsern jetzigen geänderten Bibeln richtig steht. Denn die ältern Bibeln haben zwar auffer fahren, aber doch als zwei Wörter, und dies beweist, daß aufher richtig geändert sei, indem die ältern Bibeln in der Zusammensetzung immer er für her haben (z. E. erfür für hervor).

Ich komme jetzt zur zweiten Probe, wo ich verhältnißmäßig weniger anzumerken haben werde.

Das ä hält der Herr Verf. richtig für einen bloßen Selbstlaut, und nicht für einen Diphthongen. Er sagt, er habe eine Neuerung gewagt, indem er ä, ö, ü und Ä, Ö, Ü für Ae, Oe, Ue drucken lassen; aber hat das nicht schon Popowitsch gethan, an ältere Versuche nicht zu gedenken. Vielleicht ist auch selbst meine Sprachlehre, wo eben dies beobachtet ist (und zwar genau eben dies; denn Popowitsch hat Striche und keine Punkte, ob ich gleich gestehen muß, daß ich nur Punkte wählte, weil die Striche zu schwer zu machen waren), eher erschienen, als die Probe, die unmöglich im Mai 1770 erschienen sein kann. Das muß ich indessen

indessen noch anmerken, daß die kleinern Figuren ͣ, ͦ und ͧ im folgenden durchgängig auf die gewöhnliche Art (mit einem e drüber) gedruckt erscheinen.

Diejenigen, welche den Ackusativ des Singulars Aalen machen, werden auch wol den Genitiv auf gleiche Art bilden.

Bei Aalpuppe sollte wol Puppe citirt sein, welches eine jede oben auf dem Wasser schwimmende und unten mit Köder versehene Zubereitung bedeutet, wovon das Zeitwort Fische puppen kömmt.

Bei Aar ist der falsche Plural die Aare, und bei Aarweihe das ebenfalls gebräuchliche weibliche Genus nicht angemerkt.

Warum mag doch die Schreibart Aaß, Aßer angenommen sein, da doch, wie der Herr V. selbst zugesteht, die Aussprache fast durchgehends nur Ein s hören läßt. In der dritten Bedeutung sollte es überhaupt als ein Schimpfname angegeben, und nicht bloß auf lasterhafte Perso= eingeschränkt sein. Asen hat in Niedersachsen auch oft den Begriff des Verquistens.

Wenn alle Präpositionen so gut und vollständig abgehandelt werden, als in ab geschehen ist, so ließe sich bei den Kompositis viel

Raum

Raum sparen, wie doch in der Folge nicht geschehen ist. Z. E. bei abätzen durfte nur angeführt werden, die wie vielste Bedeutung von ab in diesem Worte statt finde, ohne daß die Erläuterung erfordert wurde durch ätzende Mittel wegschaffen. Hier würde das freilich keinen Raum sparen, aber bei andern viel, wenn man sagte, in allen Bedeutungen des ab. Ich halte es übrigens für falsch, daß ab in den Zusammengesetzten, wo es eine Absonderung anzeigt, den Ton verliere. Meines Wissens geschieht dies niemals, als wenn auf dem hinten angesetzten Zeitwort ein besonderer Nachdruck liegt; aber dies gilt denn auch von allen Bedeutungen, z. E. wenn einige abfahren, so reiten andre ab; er wird seine Schuld abfahren, anstatt sie abzuhauen. Bei dieser Gelegenheit will ich nur erinnern, daß man bei der gegenwärtigen Probe die versprochne Zeichnung des Accents vergessen hat.

Bei abändern fehlt der Begriff der Variation, den man doch in guten Schriften fast nur allein damit zu verbinden pflegt. Auch hätte die nicht ganz ungebräuchliche Reciprokation des Worts bemerkt werden können. Das leztere vermisse ich bei mehrern Artikeln, z. E. bei abarbeiten; denn sich abarbeiten sagt man zwar, aber der abgearbeitete Sklave möchte ich nicht mit dem Hrn. Verfasser sagen. überhaupt hat der Herr Verf. die Benennung "verbum reciprocum

cum durchgängig vermieden, und setzt beständig verb. actiuum dafür, auch wenn ein Wort bloß in der Reciprokation gebräuchlich ist, z. E. abbetten. Bloß bei abdarben hat er sich der Benennung Reciprokum bedient. Abäschern wird in den folgenden Bogen unter Abeschern verwiesen. Auf den Grund bin ich sehr begierig. Meiner Meinung nach kömmt abäschern von äschern, d. i. am Aschermittwoch jemand, besonders ein Kind, mit der Ruthe schlagen. So wird dies Wort, welches ich aber bei niemand, und selbst im Bremischen Wörterbuche nicht finde, in verschiedenen Gegenden gebraucht. Abäschern ist also nichts anders, als was man sonst abängstigen nennt; denn auch dies heißt gewöhnlich nicht bloß jemand Angst verursachen, sondern es wird dabei vorausgesetzt, daß es durch Jagen, Schlagen u. d. g. geschehe. Daß Abba ein Hebräisches Wort genannt wird, ist nur ein kleiner aus dem Frisch herstammender Fehler. Was für eine Ellipsis da sei, wenn man sagt einen Strauch abbeeren, hätte wol bemerkt werden können; denn ich wenigstens weiß keine anzugeben. Soll man etwa von den Beeren ergänzen? Bei abblasen, geht es mir eben so; bei abblatten und abblättern aber hat der Hr. V. selbst das Wort elliptisch nicht gebraucht. Abbethen für abbeten gehört wol nicht zu den allgemeinen oder mit Recht angenommenen Rechtschreibungen, so wenig als abbiethen, welches zwar nicht stärkere Gründe, aber doch eine größ-

sere Anzahl von Gelehrten gegen sich hat *). Noch hätte bei abbieten bemerkt werden können, daß einige Gegenden es für aufbieten oder proklamiren gebrauchen, so wie Abgebot für Aufgebot. Ich verstehe nicht, was es heißen soll, daß man für abbinden, wenn es so viel als losmachen bedeutet, in der edlern Schreibart sich des Worts entbinden bediene. Sagt man denn wirklich den Mantelsack entbinden, oder den Wein entbinden? Bei abbrechen vermisse ich den militarischen Ausdruck die Glieder abbrechen, und die Anzeige daß er bricht ab ohne weitern Zusatz so viel heißt, als er fährt nicht fort, z. E. mit dem dritten Bande brach er ab. Bei abbrennen hätte wenigstens erinnert werden sollen, daß es so gar gewöhnlich noch nicht sei, dieses Wort in der aktiven Bedeutung völlig regelmäßig zu machen; denn wer sagt z. E. so leicht das Feuerwerk wird bald abgebrennet werden (für abbgebrannt)? Bei dem Neutro abbrennen steht aus Versehen habe, hatte. Bei der Bestimmung des Begriffs von abdanken hat sich der

*) Herr Popowitsch der sonst zu denjenigen gehört, welche beten schreiben, sagt von bieten in seinen Untersuchungen vom Meere S. 428. „Es macht „das h, welches aus einen lautenden Buchstaben ein „stummes Werkzeug des Eigensinnes und ein Spiel„werk müßiger Leute geworden, ohnedieß schon viel „Händel in der Teutschen Schreibart. Ich bitte „die rechtdenkenden unparteyischen Richter zu erken„nen, und den Ausspruch zu thun, ob diese Abwan„delung nach gutem Geschmacke abgefaßt sey: Ich „biethe, du beutst, er beut, wir biethen ꝛc.“

der Herr Verf., wie es mir scheint, durch Hrn. Stosch verleiten lassen, zu sehr auf der Etymologie zu bestehen, welches so weit geht, daß auch der Morgenruf der Nachtwächter darum das Abdanken heißen soll, weil sie die Menschen zur Danksagung ermuntern. Am Ende wird jedoch wieder eingelenkt, und gestanden, daß abdanken in der Bedeutung des Verabschiedens einen verächtlichen Nebenbegriff bekommen habe, und auch in der Bedeutung des Niederlegens seines Amtes etwas unedel geworden sei. Ich zweifle daher nicht, daß der Herr Prediger St. seinen sonst gegebnen Unterschied fahren lassen, und dafür auf einen andern denken werde, der vermuthlich darinn zu finden sein wird, daß abdanken immer einen auf Kontrakte gegründeten Dienst, absetzen hingegen eine Würde oder ein Ehrenamt voraussetzt. Ein Livreebedienter kann nur abgedankt, ein Prediger nur abgesetzt werden. Dafür aber, daß der Hr. Verfasser des Wörterbuchs Hrn. Stosch in diesem Stücke auf den rechten Weg geleitet hat, wird ihm dieser in Ansehung der Wörter abdienen und abverdienen eine gleiche Gefälligkeit erzeigen können. Denn so wie jetzt der Unterschied von dem Hrn. Verf. bestimmt ist, verstehe ich ihn gar nicht: „Abdienen gehet mehr auf die persönlichen Dienste „selbst, das gleichfalls niedrige abverdienen aber „auf ihren Werth, nach Gelde berechnet.“ Lieber wollte ich doch noch sagen, abdienen gehe auf eine bereits gemachte, abverdienen auf eine künf-

tige Schuld. Die Magd dient den Vorschuß, den ihr die Herrschaft gegeben hat, ab; der Holzhauer arbeitet ihn ab. Ein Schneider hat seinem Wirthe den Miethzins zu entrichten, aber er hat ihn schon abverdient. Das versteht sich indessen von selbst, daß wer nicht dient, auch nichts abdienen kann. Doch, wie gesagt, ich überlasse dem Hrn. Prediger Stosch, zu untersuchen und zu entscheiden.

Eine der Hauptfragen wäre nun wol, ob keine Wörter in dem ersten Bogen fehlen, die nach der Ordnung des Alphabets erfordert werden. Hier ist das wenige, was ich gefunden habe. Ich gestehe, daß ich die meisten von den Wörtern, die ich anführe, selbst nicht brauchen würde, und daß ich bei den meisten begreife, warum sie ausgelassen sind; aber ich kann in dem Wörterbuche allemal andere dagegen finden, die ich eben so wenig brauchen würde. Die Zusätze gehn wie der Probebogen von a bis Abdruck. Aalen heißt Aale fangen. Aalet ist ein Fisch (capito). Vielleicht folgt er unter Al. Abarbeiter, der etwas glatt macht. Abartig, aus der Art geschlagen Abbengeln, abprügeln. Abbezahlen, eine Schuld oder einen Theil davon. Abbraten, ein Stück Fleisch oder d. g. Abbräunen, einen Braten. Abdonnern, zu Ende donnern (es hat abgedonnert) und etwas mit starker Stimme herlesen. Fremde Wörter möchten in diesem Raume wol nicht viel vorkommen; der Hr. Verf. hat aber kein einziges.

Aban-

Abandoniren konnte er freilich ausschließen; aber abcopiren und abdisputiren würde man doch wol in einem Wörterbuche suchen. Das letzte wird auch zuweilen bloß anstatt des einfachen Worts in gewissen Verbindungen gebraucht, z. E. Eine Streitschrift abdisputiren hat Trescho *). Abconterfeien ist freilich schlecht, wird aber doch gewiß auch von manchem in einem Wörterbuche gesucht, weil er es in alten Deutschen Büchern findet, wo man ihm schon ein ganz Deutsches Ansehen gegeben hat.

Noch habe ich Ihnen eine Nachricht von den Schriftstellern zu geben, die der Hr. Verf. citirt hat. Gemeiniglich (und das billige ich sehr) ist es geschehen, um anzuzeigen, daß ein Wort, welches man, wenigstens in einer gewissen Bedeutung, nicht gebrauchen sollte, von einigen sonst guten Schriftstellern gebraucht ist. Z. E. ahnende Angst und ahnende Betrübniß wird dadurch nicht gerechtfertigt, daß Dusch das erste, und Schlegel das andre hat. Nur gegen Hallern scheinet der Hr. Verf. zuweilen ungerecht sein, wenn er z. E. bei Abbild und Abart sagt, man gebrauche diese Wörter im Hochdeutschen nicht. So lange die Schweizer solche abgekürzte Stammwörter nicht zu sehr häufen, verdienen sie damit mehr Dank, als wir mit unserm ewigen ung **). Sel-

*) Briefe über die neueste theologische Litteratur. Th. 1, S. 118.

**) Man sehe die zweite Auflage meiner Sprachlehre. Etymol. N. 26, besonders in der neunten Anmerkung, hiebei nach.

ten ist es mir vorgekommen, als wenn die Citation wol hätte unterbleiben können, z. E. bei abdarben. Endlich bin in mit den sämtlichen angeführten Schriftstellern recht gut zufrieden, und wüste keinen einzigen darunter, dessen Autorität ich verbäte; aber doch ist mir einer vorgekommen, den ich gar nicht kenne, und noch dazu ein Poet. Abgekürzt wird er Bernh. geschrieben, und aus ihm der Vers angeführt.

Man drasch,*) ihn weidlich ab.

Zum Glück ist er noch bei einer Sache angeführt, die ebenfalls keine Autorität bedarf.

Wenn ich ein Wörterbuch zu schreiben hätte, so würde ich mir in Ansehung der anzuführenden Schriftsteller etwa folgende Regeln setzen. Luthers Name soll bei jedem Worte und bei jeder Bedeutung eines Worts, die sich bei ihm findet, ausdrücklich angezeigt werden; denn von ihm geht die Bildung unserer Sprache an, und seine Schriften haben darauf den stärksten Einfluß gehabt. Weil er auf die Bibel den meisten Fleiß gewandt hat, so müste dieselbe von seinen übrigen Schriften genau unterschieden werden. Nach Luthern folgt zunächst Opitz, ob er gleich hundert Jahre nach ihm lebte. Auf Opitzen würde

*) Der Herr Verf. sagt nicht, ob das drasch seinen Beifall habe, oder ob er drösch vorziehe, sondern verweiset auf dreschen. Dies ist eine von den Unbequemlichkeiten der alphabetischen Ordnung.

würde ich den Lohenstein folgen lassen, auf Lohensteinen den Günther, auf Günthern Liskoven, Hagedornen, Gellerten, Schlegeln, Gottscheden und Rabenern, und auf diese endlich die jetzigen neuern Schriftsteller, die etwa seit dem Jahr 1750 sich erst zu zeigen angefangen haben. Neben Günthern und Liskoven muß noch der Herr von Wolf stehen, der allerdings zu seiner Zeit einer der besten Deutschen war. Dies würden nun also ohngefär meine Hauptschriftsteller sein, aber deshalb wollte ich andre nicht ausschließen. Die Schweizer sollten vornehmlich eine Stimme mit haben; aber dafür müsten sie sich auch gefallen lassen, daß man ihre Fehler aufrichtig anzeigte. Johann Hübner und Christian Weise sollten auch unter eben der Bedingung ihren Platz finden. So würde man ohngefär sehen können, wie die Deutsche Sprache nach und nach zugenommen hat, und wie manches nach und nach abgeschaft oder in Vergessenheit gerathen ist.

Ich mache diese Klassifikation nicht ganz ohne Ursache. Der Hr. Verf. erklärt sich willig, die Beiträge anderer zu seinem Buche anzunehmen; allein wenn ein jeder aufs Gerathewol arbeiten, und ihm alsdenn seine Sammlungen zuschikken wollte, so würde er einerlei sehr oft lesen müssen. Besser wäre es also, wenn die Beiträge hauptsächlich so eingerichtet würden, daß ein jeder ein gewisses ihm angewiesnes Buch in gewissen ihm ebenfalls angewiesnen lexikalischen Absichten

durchläse, und darauf das Seinige einschickte. Hieraus würde kein übles Ganzes zu machen sein. Es ist wahr, bloße Zusätze zum Frisch, Stieler oder Steinbach könnten dem Hrn. Verf. unstreitig auch nützlich sein; aber wenn man bedenkt, wie wenig unsre Wörterbücher bisher aus neuern Schriftstellern zusammengetragen sind, so wird man den erstern Weg gewiß vorziehen müssen. Von mir können Sie versichert sein, daß ich, auch ohne jemands Verlangen, zu einer so nützlichen Arbeit gern das Meinige beitragen werde.

Neunzehnter Brief.

Es ist ein besondres Vergnügen, wenn man die Sprache,

Die wie Kalliopens Tuba tönet,

in ihren verschiedenen Zeitaltern betrachten kann. Die Sprache der Treuherzigkeit und Redlichkeit war sie von je her, aber leider! verrieth sie auch schon von je her eine gewisse Anlage zum Schleppenden und Langweiligen. Ihre Artikel, ihre Pronome, ihre Hülfswörter, selbst ihre Bindewörter, alles schien darauf angelegt zu sein, daß man darüber stolpern sollte. Mit diesen Hindernissen hatten die Genies unsrer Nation von je her zu kämpfen, und sie kämpften als Helden. Aber wie unter Herkuls Händen wuchsen oft für einen abge-

abgeschlagnen Kopf des Ungeheuers zwei andre hervor, und die Noth ward grösser. Doch endlich wurden der Hände zu viel, und der Sieg blieb weniger zweifelhaft. Hier und da keimte noch ein kleiner Kopf heraus, den man zu groß werden ließ; allein im Ganzen war doch die Sache entschieden. Bloß darauf kam es noch an, daß die Schlacht noch nicht ganz gewonnen war, und — daß sie es bis auf diese Stunde noch nicht ist.

So oft ein neues Werk in Deutscher Sprache erscheint, das sonst Achtung verdient, so wende ich gern darauf meine Aufmerksamkeit, ob auch die Sprache unter den Händen ihres Verfassers gewonnen hat, und oft sehe ich meinen Wunsch erfüllt. Ohne daß ich in Abrede sein will, daß ein großer Theil unsrer Nation sich anjetzt in Ansehung des Stils in einer Art von Schwindel befindet, der gefährlich werden könnte *), so hoffe ich doch, daß, weil der gefährlichere Sturm der Hexametristen ohne sonderlichen Schaden vorübergegangen ist, auch diesmal nicht wichtiges zu besorgen sein werde. Hiezu habe ich desto mehr Hofnung, da von Zeit zu Zeit Schriften herauskommen, deren Verfasser zwar anders, und zwar viel anders schreiben, als unsre Väter, aber doch noch immer die alte

*) Man sehe die Vorrede des Hrn. Hofrath Michaelis zu der zweiten Auflage seiner Abhandlung von den Ehegesetzen Mosis.

Gravität der Sprache beizubehalten bemüht sind. So selten das nun auch geschieht, so geschieht es doch bisweilen.

Noch neulich haben wir an der Emilia Galotti eine Schrift erhalten, die für die Ehre der Deutschen Sprache so vortheilhaft ist, als hundert Lobreden nicht sein können. So wie ein großer Theil unsrer Landesleute gegen alle Landesprodukte nicht bloß gleichgültig ist, sondern sie vielmehr herunterzusetzen sucht, so konnte auch dies vortrefliche Trauerspiel dem Winkeltadel der Kabale nicht entgehen. Fehler der Akteurs, die es aufführten, Fehler des Principals in der Anordnung des Stücks oder in dem Anzuge der Personen, alles suchte man hervor, um zu zeigen, daß der Deutsche kein Franzose sei. Denn so weit schien man nur in der Vergleichung gehen zu wollen, und an den Shakespeare, welchen doch Hr. Lessing nicht nachgeahmt, sondern vielmehr mit ihm gewetteifert hat, an den dachte man nicht. Schlechte Gründe vergißt man leicht; sonst könnte ich Ihnen deren eine ganze Anzahl hersetzen, die von Mund zu Ohr und von Ohr zu Mund sich fortpflanzten, ohne daß am Ende viel weniger dabei gedacht wurde, als im Anfange. So viel erinnere ich mich noch wol, daß die wichtigsten Vorwürfe die waren, daß der Charakter des Prinzen zu wenig entwickelt, daß der Fehler des Marinelli, die Gräfinn Orsina so lange mit dem alten Galotti allein zu

lassen,

lassen, beinahe durch nichts entschuldigt sei, und endlich daß der Vater ganz ohne Noth die Ermordung seiner Tochter vornehme. Wenn diese Einwürfe die wichtigsten waren, so können Sie sich die unwichtigern leicht vorstellen. Der lezte insonderheit ist so schlecht, daß er kaum eine Beantwortung verdient. Grade als wenn der Schriftsteller seinen Held allemal vollkommen rechtfertigen wollte. Und rechtfertigt ihn gleichwol die Versicherung der Tochter, daß sie für nichts stehe, nicht sehr stark? Unter den beiden andern Gründen wird der mittlere wol der stärkste sein, aber unwiderleglich ist er nicht, weil sich immer Ursachen denken lassen, warum Marinelli so lange mit dem Prinzen ausbleiben muste.

Bei allem diesen Tadel hat es mich immer gefreut, daß niemand sich an die Sprache des Verfassers wagen wollte, einen einzigen Punkt ausgenommen, worinn man nicht ganz Unrecht zu haben schien. Aber daß man sie nicht tadelte, das war es auch alles. An Bewunderung des schöpferischen Kopfes, der auch die gewöhnlichsten Dinge auf eine neue Art, und neue so, als wären wir ihrer gewohnt, ausdrückt, daran dachte man nicht. Ich habe die Emilia Galotti in dieser Rücksicht mehr als einmal gelesen und aufführen sehen, und immer bin ich überzeugt geblieben, daß der Verf. um seines Trauerspiels willen den Dank und die Hochachtung seiner

Landsleute verdienen würde, wenn man auch auf weiter nichts Rücksicht nehmen wollte, als auf Sprache und Ausdruck.

Die Inversionen *) geben einer Sprache das rechte Leben, und befreien sie von der verdrießlichen Einförmigkeit. Hat unsre Sprache darinn gleich nicht so viel Freiheit, als die Lateinische und Griechische, so hat sie doch vor den meisten andren jetzigen Sprachen den großen Vorzug, daß sie die Redetheile, die einen Satz ausmachen, nicht einer strenge erforderten Folge gemäß ordnen muß, sondern sie (freilich aber wieder nach gewissen Gesetzen) verwerfen darf. Der Unachtsame allein hält diese Versetzungen mit der gewöhnlichen Konstruktionsordnung für einerlei; andre bemerken leicht den großen Unterschied,

*) Von den Inversionen kann man unter andern nachsehen die Vorrede zu der Schweizerischen Übersetzung des Milton, Gottscheds kritische Dichtkunst S. 291 ff. Kreuzzüge des Philologen S. 25 ff. Herders Fragmente 1te Sammlung S. 93 ff. und den Deutschen Batteux im Anhange des vierten Theils. Die Billigkeit erfordert es, noch zu erwähnen, daß zwei Schulleute in dieser Materie die Bahn gebrochen zu haben scheinen, die von andern hernach betreten ist. Der erste ist Augustin Gabriel Gehle, ehemaliger Rektor zu Stade, in seinem Buche Ratio ordinationis verborum priscis Romanis vsitatae (Hamb. 1746. 4), der andre Hr. Rektor Büttner (damals zu Stettin) in einigen Einladungsschriften von der oratorischen Folge, wovon ein paar in Hrn. Biedermanns Nouis Actis scholasticis stehen.

schied, den die Verrückung oder Versparung eines Worts verursacht. Aber nur ein Meister weiß die Inversionen recht zu gebrauchen, und lenkt unsre Aufmerksamkeit durch die Stellung seiner Worte mit Sicherheit dahin, wohin sie sollen gelenkt werden.

Hier sind einige Beispiele, die ich nach den Seiten der Ausgabe in den sämtlichen Trauerspielen, die in diesem Jahre bei Voß erschienen ist, anführen will.

Auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen: — weg ist meine Ruhe und alles. S. 244.

Eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gesessen. S. 254.

Dich hab' ich für jeden Preis noch zu wolfeil. S. 256. Ein andrer, der bloß Liebhaber der Versetzungen ist, und mehr nichts, würde vielleicht weniger schön gesagt haben: für jeden Preis habe ich dich noch zu wolfeil.

Nicht so einer Gemahlinn fürchtet sie aufgeopfert zu werden, sondern — S. 259.

Geschmachtet, geseufzet hab' ich lange genug, — aber nichts gethan! S. 269.

Nur aufhalten muß er mich nicht wollen. Ebendas.

Du bist sein auf ewig. S. 278.

Hören mußt' ich dies alles. S. 287.

Küssen möcht' ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat! S. 352.

Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. S. 388.

Eine sehr geringe Anzahl von Inversionen, wenn man sie mit der in andern neuern Schriften vergleicht, und doch werde ich nur ein paar ausgelassen haben, die bei jedermann gewöhnlich sind, — zu denen ich vielleicht so gar auch einige von den angeführten noch lieber hätte rechnen sollen. Dies Gesetz der Sparsamkeit verräth den Meister, jede Verschwendung oder vielmehr Verquistung den Anfänger, der alles thut, was er Macht hat, Schönheit auf Schönheiten, Nachdruck auf Nachdruck ladet, und darüber schal und matt wird. Nicht so Herr Lessing. Ihm ekelt vor der gewöhnlichen Sprache der Söhne Teuts nicht.

Einige Versetzungen, aber auch nur einige, finde ich gleichwol, deren Veranlassung ich nicht errathen, vielleicht aus Schwachheit nicht errathen kann, die ich mir merke, aber bis nach Erhaltung eines nähern Lichts weder selbst nachahmen, noch andern zur Nachahmung empfehlen kann. S. 283. lese ich: O der rauhen Tugend! — wenn anders sie diesen Namen verdient. Sie erhält hier durch seine Stellung den Ton; aber war das so schlechterdings nothwendig, und würde man wol zur Nachahmung sagen können wenn anders er den Namen meines Freundes verdient? Doch hier bin ich in der That noch zweifelhaft, so wie auch bei folgender Stelle der Orsina (S. 354): so verstehen Sie auf die Bosheit der Menschen sich eben so schlecht, als

auf die Vorsicht; denn auch in dieser scheint mir sich besser hinter Sie stehen zu müssen, — aber freilich scheinen und sein ::! Sichrer bin in folgenden beiden Stellen. S 348 jezt halten Sie länger sich nicht auf, und S. 350 Schade, daß ich über diese (dieser) Lüge Sie ertappen muß. In den mittlern beiden Stellen hat doch wol nicht der Zusammenlauf der Wörter Sie und sich Hrn. Lessing hart gedünkt?

Sonst findet man im Ganzen (und wer vermuthet das nicht schon im Voraus?) so viel natürlich und ungezwungen gesagtes, und dabei doch so viel Nachdruck, daß man verschiedenen Schriftstellern, die Künsteln und Schönschreiben so lange für einerlei gehalten haben, daß ihnen das Unnatürliche darüber natürlich geworden ist, rathen möchte, zur Beförderung ihrer Rückkehr zu der Natur, anrathen möchte, die Emilia Galotti auswendig zu lernen. Bedarf es einer weitläuftigen Anführung? Nehmen Sie nur bloß die Stellen: Jenes ist? Kann ich mich doch kaum erinnern (S. 246). So gut als gelesen! (S. 245). Ins Kloster mit dem, der es von uns lernen will, was schön ist (S. 254). Nichts verächtlicher als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haren. (S. 370). Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe! Das einzige mag! (S. 247) scheint mir zu unedel; vielleicht weil ich es in einigen Gegenden zu oft im gemeinen Gebrauche gehört habe.

Selten erscheint jetzt ein neues Werk, daß nicht einige neue Wörter darinn erscheinen, und oft sind sie so reichlich gesäet, daß wenn der neue Lexikograph alle besonders anführen wollte, er sein Buch um die Hälfte stärker machen müste. Ich wüste nur zwei oder drei dergleichen in der ganzen Emilia. Ich blickte mich um (S. 286) scheint mir dahin zu gehören. Edler wäre es freilich etwas, als ich sah mich um, und ausdrückender ist es viel; denn es zeigt die öftere Wiederholung und die Furchtsamkeit an. Der Tolldreiste (S 313) ist von dem Tollkühnen sehr, und von dem Wagegehalse etwas unterschieden. Endlich Mitbewerber ist in vielen Fällen unstreitig besser zu gebrauchen, als Nebenbuhler, so wie in dem, worinn es hier zuerst gebraucht ist (S. 289). Dies sind, wie gesagt, die Wörter alle, die mir neu vorgekommen sind. Andre sind mehr hervorgesucht, als neu. Hervorgesucht — das will sagen aus dem Alterthum, aus den Provinzen und aus der Modesprache. Was kümmert es die Löwinn, in wessen Walde sie brüllt? (S. 331) ist alt. Wenigstens sagte man vordem sich kümmern, und so mag auch es kümmert mich im Gebrauch gewesen sein. Es bekümmert mich ist schon zu sehr im Gebrauch, und würde vielleicht das Gleichniß schwächen, — das freilich hier von ohngefär die ganze Stelle schwächt, und selbst in dem Munde einer Starkinn nicht den Effekt thut, den es thun sollte, aber deshalb um

nichts

nichts weniger schön ist. Sie haben mir diesen Triumph um die Hälfte verkümmert (S. 375) ist vielleicht eher neu — die Alten gebrauchten verkümmern vielleicht nur bloß in der Bedeutung des Verarrestirens — aber sehr verständlich. Bieder und gut (S. 252) mag ganz bieder sein, nur in dem Munde eines Prinzen, wenn er zu einem Mahler spricht, ist es vielleicht anders. Behäglicher oder nicht behäglicher ist auch alt, jetzt noch provinziell, in beiden Fällen nichts fürstlich. Hingegen muß man die Redensart sich nehmen bei einem Fürsten übersehen; denn sie ist ein Gallicismus. Wer weiß, wie albern Sie sich dabei genommen (S. 306.) Auch in dem Munde der Emilia (wie der Minna) ist sie erträglich: Ich hätte mich noch wol anders dabei nehmen können (S. 290.) Theilen ist schon mehr Französisch. Warum hat dein Vater unsere Entzückung nicht theilen wollen, sagt Klaudia S. 292, und der alte Galotti S. 376: die väterliche Liebe theilet ihre Sorgen nicht gern. In die soll mir für sie bürgen, haften (S. 382) ist bürgen auch wol alt, oder kanzleimäßig; und kanzleimäßig konnte ein Fürst, der, wie Hettore Gonza, seine Geschäfte zum Theil selbst besorgt, wol sprechen. Zu Schulden kommen braucht der Kammerherr (S. 334): daß keiner der Unglücksfälle, die sich dabei eräugnen könnten, mir zu Schulden kommen solle. Herr Popowitsch in den Untersuchungen vom Meere nennt (S. 409) diesen Ausdruck

einen Noricismus; aber der Noricismus ist in diesen Fall wieder kanzleimäßig.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß diejenigen, die in Obersachsen geboren sind, die Plattdeutsche Sprache fast durchgängig so vorzüglich finden, wenn sie dieselbe genauer kennen lernen. Man darf Hrn. Lessings Schriften, die er von der Zeit seines ersten Aufenthalts in Hamburg an geschrieben hat, nur lesen, um davon überzeugt zu werden. Die Niedersachsen, Pommern und Märker kommen damit immer zu recht, was aber die eigentlichen Obersachsen nebst andern Deutschen dazu denken mögen, weiß ich nicht. Doch mögen sie denken! Wenn nur das Wort gut ist, und in einem Schriftsteller, wie Lessing, steht, so wird man schon fragen und lernen, was es heißt. Nur daß dieser denn die Wörter grade aussuche, die allgemein eingeführt zu werden verdienen. Der Schnickschnack in der Frage (S. 343): Denken Sie, daß es schicklich ist, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickschnack zu halten? ist manchem anstößig gewesen; ganz Niedersachsen kennt den Ausdruck, und braucht ihn beim Hochdeutschreden. Dennoch bilde ich mir ein, daß er die Aufmerksamkeit eines Lessing nicht verdient habe. Sich trollen ist wol mehr als Niedersächsisch; aber schwerlich mehr, als provinziell, niedrig provinziell noch dazu. Indessen steht er der zornigen Gräfinn S. 354 nicht ganz übel. Ekel ist ein Adjektivum,

jektivum, welches ich in das Hochdeutsche aufgenommen zu sehen wünsche, insofern es so viel als delikat bedeutet. Herr Lessing gebraucht es S. 346 für ekelhaft: Ein Frauenzimmer, das denket, ist eben so ekel, als ein Mann, der sich schminket. Die stieren, starren Medusenaugen (S. 50) sind durch den Zusammenhang verständlich — im Lesen; denn auf dem Theater, wo indessen mehr dergleichen Inkovenienzen vorkommen, sind sie es vielleicht weniger, wenn die Spielerinn auch nicht einmal die Anlage zu stieren Augen hat. Traun! S. 238 ist eine sehr altväterische Versicherung, die der Marchese wol von niemand, als von dem alten bejahrten Pastor auf seinen Gütern, oder sonst von einem alten Manne geborgt haben kann. Hr. Lessing konnte denselben näher haben, aber der Marchese unmöglich. Die Fährte (S. 265: der Verdacht der Gräfinn schweift auf einer ganz andern Fährte) ist ein sehr gut angebrachter Kunstausdruck; sonach aber (S. 303) hat der Marchese wieder aus der Kanzlei entlehnt.

Die alten Deutschen gebrauchten den Genitiv sehr häufig, wo wir ihn nicht mehr gebrauchen. Verschiedene unter den Neuern haben ihn wieder empor zu bringen gesucht; auch Hr. Lessing schien (selbst in seiner Minna) dazu geneigt zu sein. Ich erwartete daher in seiner Emilia viel ungewöhnliche Genitivos — und fand sie nicht. Sie kam meinem Verlangen mehr,

als halbes Weges entgegen (S. 309) — das ist fast der einzige; oder ich müste noch den dazu nehmen, da er S. 391 die Emilia sagen läst: Solcher Väter giebt es keinen mehr. Denn die Ausrufung mit dem Genitiv (z. E. S. 388 o des höllischen Gaukelspiels!) ist von je her gebräuchlich gewesen. Den neumodischen obgleich in meinen Augen an sich nichts weniger als verwerflichen Genitiv mit von finde ich einigemal. Keiner von den Räthen steht S. 244. Schwerlich würde keiner der Räthe besser gewesen sein. Der Schurke vom Bedienten S. 343 sollte wol der Schurke von Bedienten (ce coquin de valet) heißen. S. 257 steht: Bin ich leider nicht, ihr Vertrauter? — Aber wenn ich es wieder von einer Dame werde 2c. Bei dem ersten Anblicke von Ihnen (S. 332) weiß ich mit nichts zu vertheidigen. Mit dem Komplimente gehorsamer Diener von Ihnen kann man Leute jagen.

Eine ziemlich neue Gewohnheit will, daß man auch in Prose das e am Ende wegwerfen soll, wenn ein Vokal folgt. Mich dünkt aber, da man dies in Sprachen nicht zu beobachten pflegt, so wird es wol niemals mit allgemeinem Beifall können eingeführt werden. Auch hat ein gelehrter Mann richtig erinnert *), daß wir auf

*) In der Recension meiner Briefe in den Hamburgischen Nachrichten, von der ich in der Vorrede zu diesem Theile rede. Man vergleiche hier auch den zweiten Th. S. 184. 185.

auf diese Art unsre wegen der Wenigkeit der Vokale so schon harte Sprache nur noch härter machen. Aus dieser Ursache sehe ich es ungern, wenn Männer wie Lessing einer solchen Mode beitreten, und sich beeifern, glaub' ich, wollt' ich, find' ich, war' es, heut' Abend, mit Begierd' ergreifen, sie bleibt mir zu lang' aus ꝛc. zu schreiben. Beeifern sage ich nicht ohne Grund; denn oft redet die Natur aus ihnen, und das e behält seine Stelle. So steht in der Emilia S. 256 sollte ich, S. 291 müste ich, S. 307 ich sagte ihm. Oder sollten das alles Druckfehler sein? S. 318. steht beides beisammen: Ich danke ihm, mein Freund. — Ich dank' ihm.

Da ich der Druckfehler erwähne, so muß ich überhaupt sagen, daß ich manches in diesen Trauerspielen finde, was ich nicht auf des Hrn. Verfassers Rechnung schreiben kann. Wenn ich hier S. 348. betauren finde, so weiß ich*), daß das seine Rechtschreibung ist; aber daß auch verhölen (S. 264), Gekreusche (S. 343), eräugnen (S. 310) von ihm herrühren sollte, kann ich kaum glauben. Eben so schreibe ich es auf die Schuld des Korrektors oder Setzers, wenn S. 265. hinter den Worten da ist viel zu retten, und S. 278 hinter. Laß dich den Teufel bey einem Haare fassen; und du bist sein auf ewig ein Fragezeichen, oder S. 286 wann für wenn steht.

*) Man sehe Th. 2. S. 222

Folgende Kleinigkeiten, die ich noch angestrichen habe, müssen Hr. Lessing von ohngefär entschlüpft sein.

S. 258 steht fürs erste, S. 373 vors erste. Eine für Eifersucht Wahnwitzige S. 320.

S. 245 um so weniger für desto weniger.

S. 247. Als ich dort liebte, war ich immer so leicht rc. — Dort anstatt die Orsina oder jene ist wenigstens ungelehrten Ohren ungewöhnlich. Der Gelehrte möchte den Ausdruck vielleicht aus der Stelle des Terenz *) zu rechtfertigen suchen: Vt ab illa excludar, *huc* concludar.

S. 250 daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben so warm finde, als warm er es bestellte. — Die Wiederholung des Adjektivs nach als gehört nicht zu den Schönheiten unsrer Sprache, und ist wenigstens hier unnöthig.

S. 260 Von etwas andern! — Dies mag wol noch unter die Druckfehler gehören für von etwas anderm.

S. 309. selbst funfziger. — Ich finde nur immer selbst funfzig.

S. 305 Dies schmeichelt die meisten. — Den meisten **).

S. 257 Ich war mir eines so frühen Befehls nicht gewärtig. — Das mir sollte wol weg sein.

S. 291

*) Andria Act. II. sc. III. v. 12.

**) Man vergleiche oben S. 104 die Anmerkung.

S. 291 steht ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend und S. 341 er wenigstens ist der Gräfinn hier nicht vermuthend. — Ich bin weit davon entfernt, die Redensart ich bin mir diese Sache (oder dieser Sache) nicht vermuthen zu vertheidigen. Aber was hilft es, daß man an solchen Redensarten korrigirt; es wird doch niemals etwas gutes daraus. Lieber behalte man sie gar, wie sie sind. Es verlohnt sich der Mühe nicht (eines Beweises ꝛc.) ist freilich eine besondere Paarung; aber doch will ich sie immer lieber gebrauchen, als die neu erkünstelte, es lohnet der Mühe nicht (die auch Herr Lessing zu gebrauchen pflegt, und worinn der Mühe den Dativ vorstellt) oder es belohnet die Mühe nicht. Mich dünkt, das wäre eben so, als wenn jemand für *impraesentiarum* immer lesen oder schreiben wollte *in praesentia rerum*, welchen Fall ich wirklich erlebt habe. Und hat nicht die von Hrn. Lessing gemachte Verbesserung eben so viel wiederliches, als der verbesserte Ausdruck selbst? Denn schwerlich ist doch ich bin mir dessen vermuthend *) beifallswürdiger, als ich bin seiner schonend, oder vielmehr es ist noch schlechter; denn ich schone seiner sagt man doch, aber ich vermuthe mir seiner sagt man niemals, ob man gleich ich vermuthe mir ihn in gewissen Provinzialdialekten finden. Ich weiß nicht, ob man nicht etwa hier den Ausdruck jemand etwas anmuthen sein oder ansinnen

 sein

*) Ich bin ihn vermuthend hat Steinbach.

sein bei der Erläuterung des vermuthen sein mit in Erwegung ziehen müste. Bis zu ausgemachter Sache werde ich vermuthend sein nie gebrauchen, und ich denke, es wird an gleichdenkenden nicht fehlen.

Aus Hrn. Lessings Stücke selbst kann ich Ihnen eine Redensart anführen, die der Analogie nach nicht die beste, aber, weil sie jedermann gebraucht, doch besser ist, als eine erkünstelte richtigere. Was mich so herzlich zu lachen macht steht S. 346. Ist das nicht wenigstens besser, als wenn die Gräfinn den jetzt hin und wieder gewöhnlich werdenden Ausdruck gebraucht hätte, was mich so herzlich lachen läßt oder gar lachen macht?

Ich verwerfe das Participium mit zu wodurch das Lateinische in dus ausgedrückt wird, zwar nicht, wie Sie aus meiner Sprachlehre sehen können; aber in der Verbindung möchte ich es doch nicht gern gebrauchen, als Hr. Lessing es den Grafen thun läst: meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem innigern Namen zu verehrende! Doch vielleicht soll dies mit zu dem feierlichen Wesen gehören, das der Graf an dem letzten seiner Tage an sich hatte.

Das Wort Hofschranzen wird jetzt vornehmlich im Plural gebraucht. Den Singular drückt Herr Lessing in weiblichen Geschlechte aus S. 374: was plaudert nicht eine Hofschranze? Dem alten Gebrauch nach sollte es wol männlich sein, wie es auch nur von Männern gebraucht

wird. Wegen der Herleitung bin ich mit Frischen einig.

Hr. Lessing ist vermuthlich derjenige, der in den Litteraturbriefen das Wort entsprechen zuerst empfahl, das seit der Zeit sein Glück, wie in der Folge empfindsam auch, recht ansehnlich gemacht hat. Es ist eigen, wenn ein großer Mann einmal ein Wort vorschlägt, daß alsdenn eine Menge kleiner Männchen thun, als wenn sie ohne dasselbe gar nicht zurecht kommen könnten. Geben sie nur Achtung, wie sich jetzt alles beeifert das empfindsam anzubringen — es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit. Dies geht so weit, daß man nunmehr auch das Französische sensible, welches so lange durch empfindlich gegeben worden ist, empfindsam übersetzt. Zu seiner Zeit ging es mit entsprechen eben so. Aber dieser häufige Gebrauch schützt Wörter noch nicht vor dem Untergange. Der Erfinder oder Hervorsucher muß mehr thun, wenn er will, daß sie unaufhörlich leben sollen. Er muß sie in einer so bestimmten Bedeutung zu gebrauchen suchen, die fast unmöglich durch ein andres Wort ausgedrückt werden kann. Fast nie gebraucht Herr Lessing entsprechen in seinen Schriften anders, als auf solche Art. Man setze übereinkommen, gemäß sein u. s. w. dafür — und der Gedanke ist geändert oder verloren. Auch die Emilia enthält eine dahin gehörige Stelle. Wenn die Gräfinn S. 345 sagt, daß Gleichgültigkeit ein

bloßer Schall ist, dem nichts entspricht, so möchte ich den sehen, der ohne entsprechen eben den Gedanken so gut ausdrücken wollte. Auch das andre Wort hat seine Stelle gefunden, indem der Marchese S. 260 über den Grafen Appiani, als über einen Empfindsamen spottet.

Wie viel gutes würde uneingeführt geblieben sein, wenn Herr Lessing es nicht eingeführt hätte, und wie viel wird unsere Sprache in der Folge gewinnen, wenn er noch lange schreibt!

Zwanzigster Brief.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß beinahe jeder Beurtheiler meinen Sprachlehrer den Satz so außerordentlich gefunden hat, daß es unnöthig sei, gleichlautende Wörter bloß aus der Ursache verschieden zu schreiben, um sie von einander unterscheiden zu können. Neu ist er nicht, beweisen läst er sich leicht, und eben so leicht sind die Einwürfe, die man dagegen gemacht hat, zu wiederlegen.

Ich habe andern gern etwas zu verdanken, und mit Vergnügen gestehe ich es, wenn ich durch jemand zu richtigern Einsichten gebracht bin. Wenn ich mich recht erinnere, so hatte ich

mich bereits lange überzeugt, daß der Unterschied, den einige im Lateinischen zwischen arcesso und accerso, charus und carus rc. gemacht haben, eine sehr unnöthige Erfindung sei, als ich auch über die Deutsche Orthographie zu denken anfing. Frischens Ausgabe vom Bödiker war meine erste Leiterinn, und bei jenen im Lateinischen schon angenommenen Grundsätzen mußte es mir leicht werden, an Frischens Gedanken Geschmack zu finden, der sich mehr als einmal gegen diejenigen Unterscheidungen, die weiter nichts als Unterscheidungen sind, erklärt hat. Er erinnert S. 51 *) sehr richtig 1) daß man dergleichen Unterscheidungen zwar machen könne, aber nur wenn die Wörter erst eingeführt werden; 2) daß der Satz was etwas anders bedeutet, muß auch anders geschrieben werden von Leuten gemacht sei, die auf die Ableitung nicht sahen oder vielleicht nicht einmal sehen konnten; 3) daß diese dabei Wörter unterschieden, die sonst schon genug unterschieden waren; 4) daß sie bei aller Mühe, ihre Unterscheidungen gangbar zu machen, doch die meisten Wörter haben unverändert lassen müssen. Ferner tadelt er, daß einige das Verzeichniß solcher Wörter auf alle Art und Weise zu vermehren gesucht haben, und an andern Stellen pflegt er einige dergleichen Unterscheidungen albern (oder alber, wie er schrieb) und unnöthig zu nennen, z. E. S. 37. Der nächste Sprachlehrer, den ich nach dem Frisch gelesen habe, war Gottsched.

*) Oder, nach der Wippelschen Ausgabe, S. 57.

Dieser war sehr für die Unterscheidung; aber er übertrieb sie so, daß ich mich eben dadurch noch näher davon überzeugt fand, daß die Unterscheidungssucht keine von den besten Beschäftigungen sei. Hr. Heinze, den ich darauf las, trat Frischen bei (S. 27 — 29) und was er im Allgemeinen behauptet hatte, bewies er darauf insbesondre mit einigen Beispielen S. 46 — 53. Als ich hernach den Entschluß faste, eine Deutsche Sprachlehre zu schreiben, so waren es vornehmlich Freyer und Popowitsch, die mich in meiner vorigen Meinung bestärkten. Ich wuste schon aus Hrn. Heinzens Anführung, daß Freyer im 29 Stücke der leipzigschen kritischen Beiträge die Unterscheidungen überhaupt und insbesondre die Unterscheidung zwischen wider und wieder untersucht, und bei der Gelegenheit die Falschheit des Satzes der Unterscheidung bewiesen hatte. Diesen las ich, und auch die Abhandlung des Amtmann Behrndts *) im achtzehnten Stücke, der es als etwas unerhörtes angesehen hatte, daß Freyer in seiner Orthographie wieder und wider nicht unterschied **), und dem Freyer in seiner Abhand-

*) Gottfried Behrndt war Gottscheds vornehmster Mitarbeiter an den kritischen Beiträgen.

**) Behrndten war diese Verwunderung eher zu verzeihen, als dem Recensenten von Heinzens übersetzten Reden des Cicero in dem Anhange zu den ersten zwölf Bänden der Allg. Bibl., wenn er es S. 736 als eine seinen Lesern ja nicht zu verschweigende Neuigkeit ansieht, daß Hr. Heinze nie anders als wieder schreibt.

Abhandlung antwortet. In der Orthographie selbst fällt Freyer S. 91 kurz das Urtheil, daß wenn einige gleichlautende Wörter im Schreiben unterschieden werden, es bloß nach dem Gebrauche geschehe, daß man es aber nicht weiter ausdehnen müsse, als der Gebrauch es erfordere. „Welches um deswillen zu merken," setzt er hin- „zu, weil manche des unterscheidens gar zu viel „machen." Hr. Popowitsch hat in den Untersuchungen vom Meere mehrere hieher gehörige Stellen, unter welchen folgende vorzüglich zu bemerken ist, wenn er an die kosmographische Gesellschaft zu Leipzig S. 424 also schreibt: „Wenn „mir die Ehre nach Leipzig zu kommen vorbe- „halten ist, so will ich diejenigen, welche für die „Aufnahme der Teutschen Sprache sorgen, von „den unnützen Grübeleyen, wie man malen von „mahlen *), weis von weiß, mus von muß, „den Schlächter von den Geschlechtern unter- „scheiden soll, durch Beihülfe der Oberteutschen „Mundart gewißlich auf andere Muthmaßun- „gen bringen, welche der Sprache ansehnlichere „Vortheile verschaffen dürften." Eine andre Stelle, wo er sich aufs Einzelne einläst, werde ich unten anführen. Von unsern übrigen Sprachlehrern pflichten die meisten dem Satze der Unterscheidung wenigstens in der Theorie bei, ob

*) In seiner Sprachlehre hat Hr. Popowitsch den Unterschied zwischen malen und mahlen angenommen, ob er gleich (S. 346) dazusetzt „denn so unterscheiden die Neuern diese Wörter;" aber ich weis verwirft er S. 380 ausdrücklich.

ob sie gleich in der Anwendung nur selten darnach verfahren. Indessen sagt doch auch Herr Aichinger S. 85: „Bey diesem Verzeichnisse „(zweifelhafter Wörter) wird man die Regel „entbehren können, welche erfordert, daß man „die Wörter von unterschiedlicher Bedeutung „auch mit unterschiedenen Buchstaben schreiben „soll. Denn dieses letztere ist doch nicht weiter „erlaubt, als es die Herleitung, Gewohnheit „und Aussprache zuläßt.“ Noch Einen muß ich nennen. In den kritischen Beiträgen im fünften Bande steht S. 561 eine Abhandlung von dem damaligen Pastor Steinbart zu Züllichau über die Deutsche Orthographie, worinn manche recht sehr gute Anmerkung enthalten ist. Dieser stimmt S. 652 Freyern darinn ausdrücklich bei, daß es nicht von der höchsten Nothwendigkeit gewesen sei, Wörter, die einerlei Laut haben, wegen ihrer unterschiedenen Bedeutung, auch allemal verschieden zu schreiben.

Sie sehen also, daß ich an meinem Satze nichts neues behauptete, sondern bloß Einer Partei beitrat, wo ich der andern nicht beitreten konnte. Sie werden aber finden, daß meine Recensenten mehrentheils ihre Gedanken davon so geäußert haben, als wenn ich das zuerst gesagt hätte, daß die verschiedene Schreibart gleichlautender Wörter zu verwerfen sei, so bald sie bloß der Unterscheidung wegen erfunden ist. Indessen bin ich weit entfernt, daraus etwas für die

Richtigkeit meines Satzes beweisen zu wollen, weil ihn schon andre behauptet haben. Das Vorurtheil des Ansehens gilt bei mir, so viel es gelten muß, und ich werde dazu, wenigstens in Sachen, welche die Sprachlehre (nicht die Sprache) betreffen, gewiß nicht eher meine Zuflucht nehmen, als wenn alle andre Gründe wiederlegt sind, und ich dennoch Recht behalten will, d. i. niemals.

Ordentlicher kann kann ich wol nicht verfahren, als wenn ich erst die Streitfrage bestimme, ehe ich meine Gründe, und die Wiederlegung aller Einwürfe des Gegentheils, so viel mir deren bekannt sind, vortrage.

Die Punkte, worüber nicht gestritten wird, sind folgende.

Niemand ist jemals so weit gegangen, zu behaupten, daß man alle gleichlautende Wörter auch verschieden schreiben müsse, sondern wenn er auch unbedachtsam genug war, dies zu behaupten, so handelte er doch selbst nicht darnach. Die Billigkeit erfordert es, mehr das letztere, als das erste, in Erwegung zu ziehen; folglich ist dieser Punkt nun weiter nicht streitig zu nennen.

Kann man so viele unterschiedne Schreibarten erfinden, als ein gewisses Wort wesentlich verschiedene Bedeutungen hat? Auch dies hat außer Hempeln niemals jemand zu behaupten gewagt. Wenn man sich auch zu Tode dächte, so

würde

würde man nicht drei verschiedene Schreibarten des Worte Strauß herausdenken, ob es gleich drei ganz verschiedne Bedeutungen hat.

Ist eine Sprache desto vollkommner, je weniger Zweideutigkeiten sie hat, und verdient daher nicht auch eine solche Sprache den Vorzug, in der man mit einem jeden Worte, insofern es aus gewissen Buchstaben und Sylben bestehet, nur einerley Hauptbegriff verbindet? Das gebe ich von meiner Seite gern zu, so bald man mir nur dagegen wieder einräumt, daß eine solche vollkommene Sprache auf unsrer Erdkugel gar nicht da, vielleicht nicht einmal möglich sei. Ob ich durch dieses Geständniß etwas verliere, wird sich in der Folge zeigen.

Eben so gern räume ich ein, daß diejenige Sprache vollkommner sei, die verschieden lautende Wörter auch verschieden schreibt. Die Schrift ist ein Zeichen der Töne; die Töne Zeichen der Gedanken. Die Töne, die nur auf einerlei Art ausgedrückt werden können, sind die besten. Leute, binden, außer sind z. E. so beschaffen, daß sie ein mäßig unterwiesener gewiß richtig schreibt, wenn man sie ihm vorsagt; ob hingegen ist von einer andern Art. Ich höre nicht, soll ich schreiben op oder ob, sondern ich muß es wissen, ohne daß mir, wie es in andern Fällen wol geschehen kann, augenscheinliche Gründe zu Hülfe kommen. Möglich wäre eine Sprache ohne solche zweifelhafte Wörter sehr wol,

wol, und die unsrige kömmt in diesem Stücke der Vollkommenheit sehr nahe. Wir haben in Vergleichung mit andern Sprachen nur wenig Wörter, die man, wenn man sie richtig aussprechen hört, und dabei die allgemeinen Hauptregeln der Rechtschreibung im Kopfe hat, nicht sogleich richtig sollte aufschreiben können. Eben so leicht muß es daher werden, das Geschriebene zu lesen. Aber doch bleiben auch uns einige Wörter übrig, deren Schreibart einerlei, und deren Aussprache verschieden ist. Dergleichen sind z. E. fällt, lehnen, in Absicht auf die Quantität Gebet, und in Absicht auf die Sylbentheilung erblich. Dem Erfinder einer neuen Sprache könnte man es zum Gesetze machen, in ihr alle solche Wörter zu verhüten, deren verschiedene Aussprache durch Buchstaben oder Zeichen nicht auszudrücken ist; aber mit einer einmal erfundenen Sprache ist es eine andre Sache. Verdenken will ich es indessen niemand, wenn er sich Mühe giebt, auch in einer wirklich schon existirenden Sprache auf mehrere Unterscheidungsmittel von dieser Art zu denken, ob ich gleich gestehen muß, daß der Nutzen, den die Deutsche Sprache insbesondre davon haben würde, mir sehr klein vorkömmt.

Am allerwenigsten streite ich endlich darüber, ob nicht die Abstammung oder andre orthographische Hauptgründe es anrathen können, ein Wort, welches von vielen nur auf einerlei Art

geschrieben wird, auf zweierlei Art zu schreiben, und vielleicht auch auszusprechen. Besonders gilt dies in dem Fall, wenn die Ungelehrten ein unbekannters Wort einem bekanntern gleich gemacht haben, z. E. Kardätsche und Geisel, die sie in Kartätsche und Geißel verwandelten, weil sie diese Wörter schon in einer andern Bedeutung kannten. Nur wenn der Fall umgekehrt ist, kann ich ihn nicht zugeben. Ein Wort kann nach und nach eine Rechtschreibung empfangen, auf eine erlaubte Art empfangen, die in eben derselben Sprache auch noch einen andern Begriff anzeigt. Dahin gehört das Wort Hafen, wenn man darunter den eingeschloßnen Theil des Meers versteht, wo die Schiffe vor dem Sturm sicher liegen. Zunächst kömmt das Wort wol aus dem Holländischen Haven. Dies verwandelt der Hochdeutsche nach der Analogie anderer Wörter richtig in Hafen, ohne daß er es weiß, oder daran denkt, daß es in seiner Sprache noch ein andres Wort der Hafen giebt, welches einen Topf bedeutet, aber nicht in ganz Deutschland bekannt ist. Hier ist die vorige Ursache nicht. Das Wort ist nicht um des andern, sondern um sein selbst willen so gebildet worden. Warum soll man nun, den Schritt, den man gethan hat, wieder zurückthun, und Haven schreiben, wodurch doch die Holländische Aussprache des v ganz verloren geht, indem wir v zwischen zwei Vokalen wie w und nicht wie f hören lassen? Indessen hat dieser Grund freilich bei Gottsche-

den

den kein Gewicht gehabt, und er lehrt ausdrücklich, man solle Haven schreiben. Herr Heinze hält beide für einerlei Wort, und beruft sich auf Frischen, der gleicher Meinung war *). In dem Fall wäre nun die Unterscheidung noch unrichtiger; aber mich dünkt doch immer, Haven sei nicht von Hafen, gesetzt daß sie auch beide von einem gemeinschaftlichen Stammworte sein sollten. Herr Kunze führt noch den Grund an, daß die Niedersachsen den Seehafen mit einem Laute aussprächen, der dem w näher käme, als dem f. Er hätte lieber gradehin sagen sollen, mit einem w; den so ist es wirklich. Aber dachte er denn nicht daran, daß diese auch das andre Hafen (Topf) mit einem w aussprechen, so wie dies auch in andern Wörtern, z. E. in Schwefel, Käfer, Teufel geschieht?

Die bestimmte Streitfrage ist also eigentlich diese: Soll man Wörter, die nach einem alten bisherigen Gebrauche auf gleiche Art geschrieben worden sind, bloß um sie von einander zu unterscheiden, mit verschiedenen Buchstaben zu schreiben suchen, und aus dieser Unterscheidung eine allgemeine orthographische Regel machen?

*) Herr Kunze leugnet dies S. 94, aber, wie es mir scheint, mit Unrecht. Frisch sagt freilich nicht, sie sind einerlei Wort; aber wenn er behauptet, Hafen für Topf bedeutet eine Aushölung, und darauf hinzusetzt, daß Hafen (portus) auch ohne Weitläuftigkeit von dem ausgehölten Theile des festen Landes herzuleiten sei, ist das nicht am Ende eben das gesagt?

Dies leugne ich; Gottsched aber und andre behaupten es. Zugleich werden von ihnen folgende Sätze mit behauptet: 1) Wenn zwei Wörter auch dem Ursprunge nach einerlei sind, so muß man sie doch um ihrer verschiedenen Bedeutung willen unterscheiden. 2) Wenn man ein Wort durch das bloße Schreiben nicht unterscheiden kann, so muß man die Aussprache ändern. 3) Wenn man gewisse orthographische Regeln festgesetzt hat, so muß man dennoch Ausnahmen davon verstatten, sobald sie mit dieser Unterscheidungsregel in Streit kommen.

Der Sicherheit wegen muß ich beweisen, daß Gottsched und andre wirklich die eben angeführten Sätze behaupten.

Die eigentliche Regel Gottscheds heißt zwar nur so *): Wörter unterschiedener Bedeutung, und die nicht von einander abstammen, unterscheide man, so viel möglich ist, durch die Buchstaben. Man kehre sich aber an die Worte nicht, die nicht von einander abstammen, denn man darf nur seine Exempel ansehen, um das Gegentheil gewahr zu werden. Hätte er wol z. E. die Haabe schreiben können, wenn er die Ableitung hätte wollen zu Rathe gezogen wissen? Auch die Einschränkung so viel möglich ist will nichts sagen. Alles ist möglich, dem — der nichts für unmöglich hält. Wenn nemlich keine Buchstaben da sind, einen gleichen Laut auf ver-

*) S. 78. des grössern Werks.

verschiedene Art auszudrücken, so ändert Gottsched lieber den Laut selbst. Finnen sagt jedermann, wenn er von dem bekannten Ausschlage redet. Aber so wäre ja zu besorgen, daß man glauben möchte, es sei von Finnländern die Rede. Geschwinde also den Laut geändert, und Fünnen geschrieben! Daß man endlich auch Regeln umstoße, erhellet z. E. daraus, daß man Reiß (die Getreideart) schreiben will, da man doch sich einmal die Regel gesetzt hat, daß man Buchstaben, die man beim Wachsen des Worts nicht braucht, auch nicht schreiben soll. Nun sagt man, so viel ich weiß, nur des Reises, nicht des Reißes, oder man müste schon mit Fleiß die Aussprache verderbt haben *). Mehrere Beispiele von diesem allen werden im Folgenden vorkommen.

*) Hier ist ein Beispiel, wo Gottsched gegen seine Grundsätze gehandelt zu haben scheinet, und ich gegen die meinigen. Gottsched schreibt die Ältern (Vater und Mutter), und unterscheidet dies Wort also nicht von den ältern (die mehr Jahre haben, als andre), wenn nemlich das letztere Wort für ein Hauptwort genommen und also mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben wird. Ich hingegen schreibe im ersten Fall die Eltern, so daß also Ältern und Eltern bei mir verschieden ist. Allein die Unterscheidung ist nicht der Grund meiner Schreibart, sondern der stärkere Gebrauch, der in ungemein vielen andern Wörtern, die man in der Orthographie meiner Sprachlehre (N. 14 der ersten und N. 15 der zweiten Ausgabe) nachsehen kann, die Oberhand erhalten hat. Gottsched hingegen hatte die Absicht, das å wieder empor zu bringen, und in dieser Absicht machte er einmal von seiner lieben Unterscheidungsregel eine Ausnahme.

Ich weiß zwar, daß hier verschiedene Vertheidiger der Unterscheidungsregel auftreten, und feierlich bezeugen werden, daß sie die drei letztern mit Zahlen bezeichneten Sätze nicht annehmen; aber wenn das ist, so werden auch der Wörter nur wenige sein, die sie zu unterscheiden haben, und alsdenn wird es keine allgemeine Regel mehr abgeben können, daß man verschieden bedeutende Wörter auch verschieden schreiben müsse. Denn um einiger wenigen Wörter willen macht man keine allgemeine Regel. Wenn ich gegen diese streite, so geschieht es gewissermaßen nur im Vorbeigehen. Ist Gottsched wiederlegt so werden auch ihre Gründe mit hinfallen, ob sie gleich nur das wenigste von dem, was ich gegen Gottscheden sage, auf sich werden ziehen können. Einer von Ihnen mag hier statt aller das Wort führen, der Recensent meiner Sprachlehre in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Dieser giebt zu, daß die von mir in meiner Sprachlehre verworfenen Unterschiede gröstentheils ungegründet wären, aber doch nimmt er folgende aus: **Heide und Haide, meynen und meinen, wider und wieder, wohl und wol**, von welchen er glaubt, daß der Gebrauch sie eingeführt habe. Diesen werde ich also im Folgenden zugleich mit wiederlegen, wenn ich Gottscheds Gründe umstoße. Noch ist übrig, daß ich auch gegen mich selbst die Waffen ergreife. Dies thue ich in so fern, als ich verschiedene von mir selbst noch angenommene Unterschiede bestreiten werde, ob ich

es gleich andere überlasse, mit ihrer Abschaffung den Anfang zu machen.

Der Hauptgrund gegen die Unterscheidungsregel ist, daß der daraus entstehende Nutzen so außerordentlich klein, und die den Anfängern oder Ungelehrten verursachten Schwierigkeiten desto grösser sind. Der Nutzen klein; — denn selten, höchst selten kömmt der Fall, daß durch die verschiedene Schreibart einer Zweideutigkeit vorgebeugt wird. Vergebens habe ich auf ein Beispiel gesonnen, wo man von sein nicht unterscheiden könnte, ob es das Zeitwort oder das Fürwort wäre. Noch ist mir kein einziges eingefallen oder vorgekommen. Ein gelehrter und einsichtsvoller Mann führte mir einmal die Stelle aus dem Deutschen Shakespeare an, sein oder nicht sein, wo es allerdings zweifelhaft bleibe, ob sein das Zeitwort oder das Fürwort sei. Allein der Zusammenhang muß es in dieser Stelle wol gleich deutlich machen, was gemeint sei. So ist es mit mehrern Unterscheidungen, vornemlich mit mahlen und malen, Niethe und Niete, Weyde und Weide. Manche insbesondere sind so weit aus einander, daß man recht darauf ausgehen muß, Unterscheidungen zu suchen, wenn man sie mit in Rechnung bringen will. Die Schnur zum Binden und die Schnuhr oder Schwiegertochter. Wo ist der Fall, in welchem man sie nicht unterscheiden, oder wo jemand zweifeln könnte, was man für eine Schnur meine? Doch gesetzt, es gäbe Fälle,

wo man ohne Verschiedenheit der Rechtschreibung zweifelhaft bleiben müste, so wenig es nun auch sein mögen, so lassen sich doch allemal hundert Fälle gegen Einen anführen, wo man mit aller dieser Verschiedenheit die Zweideutigkeiten nicht verhüten kann. Wie viel ist das nun, was man gewonnen hat? Wer Zweideutigkeiten vermeiden will, muß sie so vermeiden, daß, wenn man seine Aufsäze vorlieset, für die Hörenden eben so wenig zweideutiges da ist, als für denjenigen, der sie geschrieben vor sich hat. Oder sollte z. E. die Stelle aus der Emilia (S. 388): „Das Weib wollte die Natur zu „ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff „sich im Thone; sie nahm ihn zu fein;" sollte diese Stelle dem Auge um des th willen deutlicher sein, als sie dem Ohr ist? Wenn mir jemand sagt oder schreibt, ein andrer lebe im Elende, so verstehe ich ihn in beiden Fällen gleich schlecht, wo er es nicht durch den Zusammenhang deutlich gemacht hat, ob er von der Noth oder von dem Aufenthalte außerhalb des Vaterlandes rede. Wenn ich in Ramlers Gedichten (in Glaukus Wahrsagung) lese: Zehn Parasangen hinter eurer Flucht die Matten voll Raub und voll Ruin, wird da jemand durch die Schrift klüger werden, wenn er nicht weiß, daß Matten hier statt Gefilde stehe? — Aber nicht bloß der Nutzen der Unterscheidung ist klein; auch der Schade ist groß. Peinigen soll man das Gedächtniß nicht, da es ohnehin genug gequält

werden

werden muß. Bei denjenigen, die häufig vorkommen, möchte es noch eher angehen; aber bei den andern wird der Anfänger es gewiß oft umkehren, das Korn malen und eine Landschaft mahlen, das Vieh auf die Weide treiben, und die Weyde abkröpfen lassen. Einen jeden muß das seine eigne Erfahrung lehren. — Aber, möchte man sagen, das Gedächtniß muß doch so viele andern Unterscheidungen behalten, die es zuweilen auch verwirrt. Richtig! Und eben deswegen soll man die Verwirrungen nicht ohne Noth häufen. Nicht eine jede Unterscheidung ist gleich schwer zu behalten. In welcher Bedeutung bewegen z. E. bewog, und in welcher es bewegte hat, behält man leicht, weil man sich auf eine Stelle besinnt, deren Worte man im Kopf hat. Buchstaben lassen sich schwerer behalten, als Worte, und daher kann es leicht kommen, daß derjenige, der heute wieder und Sohle geschrieben hat, morgen in gleicher Bedeutung wider und Sole schreibt, weil er gestern eben so geschrieben zu haben glaubt.

Ein zweiter Grund gegen die Unterscheidung ist die Nothwendigkeit des daraus fast unausbleiblich entstehenden Zwistes, indem derjenige, der den Unterschied in Vorschlag bringt, den Beifall einiger erhält, und von andern getadelt wird, so daß einige den gegebnen Unterschied gar nicht annehmen, andre ihn umkehren, andre ihn anders bestimmen. Ein Kind, welches seine Eltern verloren hat, nenne ich mit

mehrern die Waise, nicht um der Unterscheldung, sondern um des Gebrauchs willen, ob ich gleich versichert bin, daß das Wort anfänglich bloß die Weise geheißen habe. Ich habe von Jugend auf ai im Sprechen von ei unterschieden, und Waise immer mit ai ausgesprochen, weil ich es am häufigsten so geschrieben fand; aber billig wäre es, daß man Weise wieder einzuführen suchte. Gottsched und andere schreiben ohnehin Weyse, und noch andre Wäise oder Wäyse dafür, so daß man am Ende nicht weiß, woran man ist. Mit Saite ist es eben so. Gottsched hat Seyte dafür, und Seite (von seta) ist vielleicht allein richtig. Wenigstens wuste Schottel, den ich übrigens für den Vater der meisten neuern wunderlichen Unterscheidungen halte, noch nichts von Saite und Seyte *), sondern schrieb schlechthin Seite. Das Werg vom Flachse unterscheidet man jetzt von Werk. Vordem hießen sie beide Werch, also könnten sie auch jetzt wol beide Werk heißen, ohne daß der Deutlichkeit dadurch Schaden geschähe. Der gröste Unterschied ist wol in dem Worte Heide, welches viererlei Bedeutungen hat, in welchen allen ich es einerlei schreibe. Schottel schrieb Heide, der Götzendiener, und Heide, das Kraut,

*) In seinem letzten grammatischen Werke, Brevis et fundamentalis manuductio ad orthographiam et Etymologiam, S. 29 und 82. Eben daselbst steht S. 30 in beiden Bedeutungen Werk, obgleich S. 86 auch Werg angeführt ist.

Kraut, Stieler eben so, außer daß er noch die dritte Bedeutung eines mit Heidekraut bewachsenen Landes hinzufügt. Grüwel schreibt den Götzendiener Heide, das Kraut Heide, und erinnert, daß die Märker auch einen Walde Heide nennten. Töllner hat Heide in drei Bedeutungen, die vierte (ein unfruchtbares mit Heidekraut bewachsenes Land) fehlt ihm, und ohngefär eben so auch Freyer und Steinbach. Germanus Chlorenus schreibt den Götzendiener Heide, und zeigt zugleich an, daß andere die Heyde, die grüne Heide oder einen wüsten ungebaueten Ort davon unterschieden, welches er selbst aber als ein Gegner der Unterscheidungen nicht billigt. Bödiker hat in der ersten Bedeutung Heide, in der Bedeutung eines mit Heidekraut bewachsenen Platzes und eines Waldes Haide. Seume hat in allen Bedeutungen Heide oder Heyde; nur die Bedeutung des Waldes kennt er nicht. Frisch zeigt an, daß man den Heiden sonst mit ay geschrieben, die übrigen Bedeutungen hat er mit ei. Vorsatz und Wolf haben der Heyde und die Heide, das letzte in der Bedeutung des Krauts und eines Waldes, und eben so auch Schmotther, der jedoch des Krauts gar nicht erwähnt. Gottscheden endlich war es vorbehalten, den Wald Haide, das unfruchtbare Land Heyde, und die Völker Heiden zu schreiben, (das Kraut hat er anzuführen vergessen). Wer soll hier den Blinden leiten, dem so viel verschiedene Stimmen zurufen: hieher! Welchem Füh-

rer soll er sich anvertrauen? — Auch hier ist man noch nicht ganz zufrieden. Lassen wir doch jemand die Freiheit, sagt man, uns Unterscheidungen ähnlich bedeutender Wörter vorzuschlagen, und nehmen sie mit beiden Händen an, um nur der Verwirrung loszuwerden. Ich antworte, erstlich kann auch dies nimium patienter geschehen. Wie viel sonderbare erdichtete Unterschiede giebt es nicht! Zum andern, solche Unterscheidungen lassen sich, da sie durch Beispiele erläutert werden, wobei man mehr als bloße Buchstaben zu behalten hat, leichter dem Gedächtnisse einprägen. Drittens wer Unterscheidungen ähnlich bedeutender Wörter vorträgt, gründet sich immer auf einen schon einigermaßen unvermerkt eingeführten Gebrauch, so daß derjenige, der seine Regel annimmt, sich bewust ist, dieselbe schon oft beobachtet zu haben, aber nur nicht immer.

Daß die Unterscheidungsregel der Sprache selbst großen Schaden zufüge, ist das dritte, was ich gegen sie einzuwenden habe. Zuerst ist sie ein unübersteigliches Hinderniß der Verbesserung der Orthographie. Es sieht jemand ein, man könne das y im Deutschen eben sowol entbehren, als im Französischen, wenigstens sei es in der Mitte vor einem Konsonanten fast ungereimt; das Verlängerungs-h könne wegbleiben, und für aa, ee, oo könne man a, e, o schreiben, und allenfalls die Länge eines Vokals durch einen

Accent

Accent andeuten. Schon will er sich entschließen, diese Grundsätze zu befolgen; aber da fällt ihm ein: wie würde ich alsdenn sein und seyn, meinen und meynen, malen und mahlen, Schooß und Schoß unterscheiden können? und die Verbesserung unterbleibt.

Hernach, wie viel leidet die Etymologie durch diese Erfindung. Wörter werden ihrem Ursprunge unähnlich gemacht; noch mehr! Ein und eben dasselbe Wort wird unkenntlich. Hier wird die Stelle aus Hrn. Popowitsch Untersuchungen, deren ich oben erwähnte, nicht am unrechten Orte stehen. Er sagt S. XLV der Zuschrift:

Ich sage, daß folgende Regel, die verschiedenen Bedeutungen der Wörter muß man durch unterschiedene Schreibarten anzeigen, nicht allein unnütze, sondern unvernünftig, und der Teutschen Sprache höchst schädlich sey. Dieselbe ist unnützlich aus einer zweyfachen Ursache. Erstlich, weil die Klügler, welche diese Gesetze nach ihrem Gefallen erdichten, gleichwol nicht allen Unterscheid der Bedeutungen durch eine geänderte Schreibart ausdrücken können *). —

Hier giebt er das Wort Bart zum Beispiel. Dies bedeute 1) die Hare am Kinn eines Menschen, eines Bocks, einer Ziege ꝛc. 2) Etwas

*) Hier ist die Stelle aus Hempels Sprachlehre, S. 10, die ich S. 79 im Sinne hatte: „Kein einziges Teutsches Wort ist vorhanden, dessen unterschiedlichen Begriffe man nicht durch verschiedene „Merkmale bezeichnen kann."

was dem Barte ähnliches bei einem Hahne und bei den Fischen. 3) Das Breite am Vordertheil eines Schlüssels. 4) Das Herabhängende beim Flachshecheln. 5) Mehr als einerlei in den Bergwerken. 6) Das Stachlichte an den Getreideähren ꝛc. Wäre man hier nach dem gewöhnlichen Schlendrian verfahren, so hätte man unterscheiden können, Bart, Barth, Baart, Parth ꝛc. Nun fährt er S. XLVI also fort:

Zudem ist die Teutsche Sprache geschickt, durch ihre so bequeme Zusammensetzung der Wörter dem Zweifel abzuhelfen, wenn irgend einer sich äußern soll. Denn ein Teutscher kann sagen die Pflugschar, eine Meerschäre, eine Schneiderschäre ꝛc. — Es ist aber auch dieses nicht allemal vonnöthen. Die Umstände der Rede selbst heben gemeiniglich die Zweydeutigkeiten auf; denn, wenn ich sage, daß ein Fahrzeug bei einer Schäre von Stockholm Schiffbruch gelitten hat, wer wird wol hierdurch auf eine zweydeutige Auslegung verleitet werden, und sich etwa vorbilden, das Schiff müsse an einer Krebs- oder Schneiderschäre gestrandet oder gescheitert haben [sein]. Ferner wenn ich sage, daß jemand mit der Schäre Papier, Leinwand, Tuch geschnitten, so wird ja wol niemand so tumm seyn, daß er zweifeln soll, ob dieser Mensch mit des Krebses Schäre, mit einem felsichten Schwedischen Eilande, oder mit einem schneidenden Werkzeuge solches verrichtet habe. Die Unterscheidung im Schreiben ist hier unnüze.

Um Herrn Popowitsch völlig zu verstehen, müssen Sie nur merken, daß es ihm mißfällt, wenn Gottsched scheren und dennoch die Scheere *) schreibt, wovon er die Schären bei Stockholm

*) In dem Kern steht jetzt noch so, die grössere Sprachkunst hingegen hat jetzt in beiden ein doppeltes e.

holm unterscheidet, da hingegen Herr Popowitsch behauptet, die Schreibart Schäre, schären (von Schar, welches noch in Pflugschar übrig ist) sei allein richtig. Hier sind noch ein paar Beispiele von Wörtern, die von Gottscheden der Herleitung entgegen geschrieben werden, um nur etwas unterscheiden zu können. Fast die ganze Welt schrieb Erz, sowol wenn es Metall, als wenn es Ober bedeutete, (z. E. Erzgebirge, Erzkanzler). Gottsched wollte das ä wieder empor bringen, und schrieb also das Metall Ärz. Aber hatte nicht das andre Erz, dem er um der Unterscheidung willen das e ließ, ein eben so nahes Recht auf das ä, indem es von Archi herkömmt? Herr Aichinger hat S. 86 diese, so wie verschiedene von den folgenden Ungereimtheiten, schon gerügt. So hat die Haabe (von haben) ein a zu viel, wie Herr Heinze und Herr Aichinger auch schon erinnert haben.

Die Beispiele, wo man aus Einem Worte zwei oder drei gemacht hat, sind reichlicher. Der Berlinische Recensent will Heide und Haide unterschieden wissen. Da er nicht dabei sagt, in welcher Bedeutung, so muß ich natürlicherweise die von mir angeführte, d. i. die Gottschedische, verstehen, nach der Hayde oder Haide einen Wald, und Heide eine unfruchtbare Gegend bedeutet. Ist aber nicht die höchste Wahrscheinlichkeit da, daß beide dem Kornfelde entgegen gesetzt sind? Den Unterschied zwischen wohl und

wol kennt Gottsched nicht, sondern schreibt in allen Fällen nach der Aussprache der singenden Provinzen, da ich hingegen die Aussprache derjenigen Länder vorziehe, die das o kurz aussprechen (als wenn woll *) da stände), und also wol schreibe, welches man doch auch mit einem gezognen o lesen kann, wenn man will. Der Herr Recensent hält indessen die Unterscheidung zwischen wohl und wol für eingeführter, welches ihm schwer zu beweisen werden sollte. Der einzige, bei dem ich diesen Unterschied finde, ist Freyer, der aber doch gleich dazu setzt (S. 386), daß es besser wäre, durchgehends entweder wohl oder wol zu schreiben, weil es in der That doch nur Ein Wort sei. Schreibt man *bien* anders, wenn es zwar bedeutet?

Wieder und wider sind noch übrig; ich brauche aber nur hier nur Freyers Gründe zu wiederholen. Beide Wörter sind einerlei, und beide heißen Plattdeutsch wedder, so wie die Alten ohne Unterschied wider schrieben, welches der Hofrath Michaelis noch jetzt thut. Die Präposition wieder ist das Stammwort, und läst sich nach dem Beispiel andrer als ein Adverbium gebrauchen.

*) Einer meiner Freunde hält sogar die Schreibart woll für die beste, weil die Engländer well schreiben. Allein da das Wort nicht wächst, so ist ein l wol genug. Die Richtigkeit der kurzen Aussprache des o ließe sich eher daraus (wie auch aus dem Holländischen wel) erweisen.

chen. Er schlägt mich, und ich schlage ihn wieder. Ich rufe, und der Wiederschall schickt mir die Wörter wieder entgegen. Wer merket da nicht die Spuren von der Bedeutung der Präposition, die eigentlich so viel als gegen bedeutete, daher einige noch sagen, er läuft mit dem Kopfe wieder die Wand, wieder mich (d. i. zu mir oder gegen mich) hat er sich nichts davon merken lassen. Ferner stößt die Schreibart wieder die jetzt sonst durchgängig angenommene orthographische Regel um, daß man in einer langen Sylbe ein langes i immer mit ie schreiben müsse, die doch in keinem einzigen andern Hochdeutschen Wort eine Ausnahme leidet. Endlich sind auch noch einige zusammengesetzte Wörter, wo man fast gar nicht entscheiden kann, ob wieder in der Zusammensetzung das Adverbium oder die Präposition vorstellen solle. Wiederrufen (in der Bedeutung des Zurücknehmens einer Behauptung) kann aus dem Adverbio sein, wie das Griechische Palinodie, oder auch aus der Präposition, welches letztere aus dem Accente zu erhellen scheint, den das Adverbium hier nicht hat, da er doch sonst immer darauf zu stehen pflegt, wenn man das einzige wiederholen (repetiren) ausnimmt.

Beiher hat die Unterscheidungssucht noch einen doppelten Schaden verursacht. Der erste ist, daß verschiedene Sprachlehrer, wenn sie ein Register zweifelhafter Wörter lieferten, nur hauptsächlich auf die wegen der Ähnlichkeit leicht

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

mit einander zu verwechselnden Wörter sahen, und es darüber vergaßen, von andern an sich zweifelhaften Wörtern zu handeln. Man versuche es nur mit der Gottschedischen Orthographie. Ablösen, ablesen und tausend dergleichen, die niemand, der die Grammatik studiren will, so leicht falsch schreiben wird, findet man; ob man aber Anwalt oder Anwald, Thurn oder Thurm ꝛc. schreiben solle, suchet man vergebens. Der zweite Schade ist wichtiger. Einige wollten die Unterscheidung dadurch erleichtern, daß sie die ähnlich lautenden Wörter in gewisse Verbindungen brachten. Die daraus entstandenen Sätze konnten nur unmöglich anders als spielend sein, und Geschmack sowol als Kopf bei jungen Leuten verderben. Drei Männer sind es vornehmlich, die sich durch eine so unselige Bemühung um die Jugend unverdient gemacht haben. Lassen Sie mich immer dies neue Wort von einer Sache gebrauchen, die auf immer eine merkwürdige Neuigkeit sein wird. Diese Männer heißen Seume, Schmotther und Basedow. Aus jedem will ich Ihnen nur ein paar Beispiele hersetzen. Seume reimt so:

Nennt räthlich einen Mann, dem Sparsamkeit beliebet;
Heisst redlich den, der stets Aufrichtigkeit ausübet;
Nennt röthlich, was im Schein verblasste Röthe giebet.

— — — —

Es graut dem Weibe sehr, wenn ihr Mann toll und voll;
Es graut und wird Eis-grau der Zöllner bey dem Zoll.

Schmot-

Schmotther schreibt S. 221:

Auf gestrigen heitern Tag, hat es heunte die Nacht geregnet, und regnet noch heute: Etwa Hirsch-Häute? das glaubet kein Heyde.

Arme Krüppel muß man nicht zur Pferde-Krippe verweisen.

So gerecht die Bibel ist, dennoch hat sich Satan wider sie geregt.

Frosch-Laich heilet zwar, balsamiret aber keine Leiche.

Endlich Herr Basedow schreibt nach des vortreflichen Hrn. Prof. Schlözers Zeugnisse:

Wer Kuxe hat, bekömmt leicht Kutschen.

Die Reden der Herren Räthe waren von der Rhede und von der Färberröthe.

Heißt das nicht, wie Hr. Prof. Schlözer sehr treffend sagt, den Verstand der Kinder in einer guten Absicht durch Fadaisen zerrütten?

Ich bin Ihnen noch die Einwürfe der Gegner schuldig, und will damit so geschwinde als möglich fertig zu werden suchen.

Man wird sonst so zweideutig. — Das muß man auch ohne Unterscheidungsregel nie werden, und das kann man bei aller Unterscheidung dennoch werden. Der Zusammenhang muß die Zweideutigkeit aufheben. Beides ist oben bewiesen.

Andre Sprachen haben doch so viele Unterscheidungen. — Entweder weil sie derselben wegen ihrer vielen gleichlautenden Wörter mehr bedürfen, oder weil es die Etymologie und eine alte ursprüngliche Verschiedenheit erfordern, oder endlich, weil sie schlechten Grammatikern in die

Hände gefallen sind. Es ist wahr, man findet ungemein viele Wörter, die auf einerlei Art ausgesprochen, aber dennoch verschieden geschrieben werden, z. E. im Französischen *ville* und *vile*; aber wer sieht nicht, daß hier der Unterschied nicht von der Unterscheidung herrühre, sondern bloß von dem verschiedenen Ursprunge, indem jenes von *villa* und dies von *vilis* herkömmt? In der That haben auch die meisten sprachkundigen Franzosen an keine Unterscheidungsregel gedacht, wenn sie über die Orthographie solcher Wörter stritten. Es giebt einige, die sich den Grundsatz gemacht haben, man muß die Rechtschreibung der Aussprache so viel als möglich näher bringen. Diese stoßen dadurch die Unterscheidungsregel schlechterdings um; aber ihre Gegner berufen sich eben so wenig darauf, sondern immer auf die Etymologie. Im Restaut finde ich kein Wort von der Unterscheidung. Nun will ich zwar nicht leugnen, daß auch in andern Sprachen der Unterscheidung oft sehr viel eingeräumt werde; aber es bleibt immer die Frage, ob es mit Recht geschehe. In verschiedenen Sprachlehren stehn solche Register als im Gottsched, denen ich überdem um der Unwissenden willen ihren Nutzen nicht abspreche. Es steht auch manches Wort darunter, welches man, wenn man die Unterscheidung nicht für nöthig gehalten hätte, gewiß würde anders geschrieben haben, und immer bleiben Wörter übrig, die man im Schreiben so wenig als im Laut unterscheiden

kann,

kann, oder die zwar verschieden geschrieben, aber auf gleiche Art ausgesprochen werden. Aber wird alsdenn nicht eben der Fehler begangen, über den ich vorher im Deutschen klagte? Man vernachlässigt die Etymologie und die andern Hauptgründe der Rechtschreibung darüber. In der Italiänischen Sprache giebt es, wie mich dünkt, mehrere dergleichen Beispiele. Aber ist auch die Ursache schwer zu errathen? In Italien sind die vielen gelehrten Gesellschaften. Wie viele schale Köpfe mögen darinn enthalten sein! Und in ihren Schriften müssen denn wol nothwendig viel Grillen unter dem Namen philosophischer Gedanken mit unterlaufen, wodurch so mancher Vernünftiger mit hingerissen wird, der sich durch den philosophischen Anstrich blenden läst, und sich nicht die Mühe nimmt, die Sache genauer zu untersuchen. Weil nun unter den Grammatikern aller Völker von je her viele schlechte Köpfe gewesen sind, so wundert es mich gar nicht, wenn man in allen Sprachen Spuren der Unterscheidungsregel antrift. Mir für meine Person ist das immer ein Beweis, daß jemand die allgemeine Sprachlehre noch zu wenig studirt habe, wenn er diese Regel zu vertheidigen unternimmt, und wie Quinktilian (sehr paradox für manchen jungen denkenden Kopf) sagt: **Wem Cicero recht sehr gefällt, der sei versichert, daß er es weit gebracht habe:** so möchte ich sagen: **Wem die Unterscheidungsregel recht sehr mißfällt, der sei versichert, weiter gekommen zu**

sein, als andre. Über Eins muß ich mich noch erklären. Es giebt Sprachen, in deren Wörtern und ihren verschiedenen Endungen oft gewisse Buchstaben da stehen, die man gar nicht ausspricht. In der Hebräischen Sprache giebt es viele dergleichen Beispiele und noch mehr in der Syrischen, wo man zu einem Buchstaben, der nicht gelesen werden soll eine kleine Linie (lineola occultans) setzt, so wie verschiedene ähnlich lautende Endungen in den Zeitwörtern u. s. w. durch einen hinzugefügten Punkt unterschieden werden. Dies ist eine Art von Unterscheidung, die ich, wenn sie in unserer Sprache eingeführt wäre, nicht eben ganz verwerfen wollte. Weil aber der Fälle, wo wir solche Unterscheidungslinien oder Punkte brauchen könnten (z. E. bei den Wörtern, wo der Plural und Singular, oder wo alle Endungen des Plurals gleich sind), doch nur in geringer Anzahl gefunden werden, so können wir uns ohne die Einführung derselben eben so gut und noch leichter behelfen, als die Lateinische Sprache ohne die Accente oder Apices, die in unsern philosophischen Zeiten ein ganzes Heer von Vertheidigern finden würden, wenn sie nur ein klein wenig eingeführter wären. Da das nicht ist, so behauptet man zwei sehr entgegenstehende Sätze neben einander: Im Lateinischen darf man den Nominativ und Ablativ mensa nicht unterscheiden, ob sie gleich aus dem Zusammenhange nicht leicht zu unterscheiden sind; hingegen im Deutschen muß man alle Mühe anwenden, daß z. E.

der

der Knecht, der ein Pferd von der Weide holen soll, ja nicht etwa auf einen Baum klettere, um es zu suchen. — Gottsched wirft noch ein: die Alten schrieben *maalus* und *poopulus* um diese Wörter von *malus* und *populus* zu unterscheiden. Ja in den Schulen thaten sie das; aber nicht um der Unterscheidung der Bedeutung, sondern um der Unterscheidung des Tons willen. Noch vernünftiger war es, wenn sie anstatt des verdoppelten Vokals einen Accent brauchten, um die Länge anzuzeigen.

Ferner sagt man, ich selbst mache doch eine Menge Ausnahmen von meiner Regel — Eigentlich keine einzige. Was ich thue, geschieht entweder aus etymologischen Gründen, oder um des zu alten Gebrauchs willen, oder endlich darum, weil die Wörter auch im Ton unterschieden sind. Von der mittlern Art habe ich schon oben einige ausgenommen. Hier sind die übrigen, von welchen ich glaube, daß man nicht unrecht thäte, sie ganz ohne Unterschied zu schreiben Al, das, Gewehr, her, Märe, Mal, Mor, Ram, Schar, Schoß, Star. Die meisten darunter haben in irgend einer von ihren Bedeutungen ein verlängerndes h oder einen verdoppelten Vokal. Beides getraue ich mich nicht abzuschaffen, und die Accente dafür einzuführen. Wenn aber dies von andern geschähe, so würde ich diese meine jetzigen Unterscheidungen gewiß bald wegwerfen. Ahl ist gewiß von der Ähnlichkeit mit einem Aal so genannt. Daß ist im Grunde das Pronomen (wie im Lateinischen quod), und

könnte also das geschrieben werden, wie auch vordem ohne Besorgung einer Zweideutigkeit wirklich geschah. Die Gewähr kömmt wol eigentlich von wehren, und hat also bloß des Unterschiedes wegen das å. Mal heißt in der ersten Bedeutung Zeichen, und davon läst sich sowol Gastmal, als einmal &c. herleiten. Die übrigen würden zu den Wörtern gehören, die von ohngefähr einerlei sind, wie Hafen und Thor. An einem andern Ort habe ich noch die Unterscheidung Cirkel und Zirkel angenommen. In meinen Augen ist dies der einzige Unterschied im Schreiben, den eine fast unvermeidliche Nothwendigkeit erfordert; allein wenn ich bedenke, daß ich mir im Sprechen das Gesetz auflegen muß, allemal durch die Verbindung es deutlich zu machen, ob ich das Instrument oder die Figur meine, so würde die Beobachtung dieses Gesetzes mich auch von der Unterscheidung im Schreiben frei machen. In den metaphorischen Bedeutungen zweifelt man ohnehin nicht. Man versteht es, was es bedeuten soll der Zirkel der ersten Häuser ist ihm verschlossen, Zirkel mag nun mit einen Z oder mit einem C geschrieben werden. Wenn es also auf mich allein ankäme, so würde ich ganz willig Cirkel wegwerfen, und Zirkel allein behalten, ob ich gleich von der Klugheit desjenigen, der *circinus* und *circulus* beide durch Zirkel übersetzt hat, nicht am vortheilhaftesten denke. Hätte ich zu rathen, so würde man Zirkel bloß behalten, das Instrument anzudeuten, und die Figur beständig Kreis nennen.

Auch das hat man mir (in schriftlichen Aufsätzen) als eine übertretung meiner eignen Regel angerechnet, daß ich Ein immer mit einem großen Buchstaben schreibe, weil man voraussetzte, ich thue dies um der Unterscheidung willen. Ich bin nicht der erste, der so schreibt; aber es ist sicher, daß derjenige, der zuerst so schrieb, den im Ton mehrentheils merklichen Nachdruck dadurch anzeigen wollte. Es ist wahr, wir thun dies bei andern Wörtern, worauf der Nachdruck liegt, nicht, ob wir gleich das Exempel der Engländer vor uns haben, sondern wir begnügen uns im Schreiben mit Unterstreichen, und im Druck mit veränderter Schrift; weil aber Ein beinahe etwas zu oft vorkömmt; so ist es bei einem so kleinen Worte wol merklicher, wenn man ihm einen großen Anfangsbuchstaben giebt. Will man es nicht, so wähle man die andre Art; ich kann nichts dagegen einwenden.

Bis jetzt hat mir noch niemand den Einwurf gemacht, daß ich doch die Substantiva durch große Anfangsbuchstaben von andern Redetheilen unterschiede; ich sehe aber wol, daß er mir leicht gemacht werden könne. Ich muß also im Voraus so viel sagen, daß ich zwar niemals aufhören werde, die Substantiva groß zu schreiben, daß ich aber dennoch diejenigen auch mit nichts, als mit dem eingerißnen Gebrauche, wiederlegen kann, die es für besser halten, sie klein zu schreiben, und ob ich daher gleich oft einen großen Unterschied darinn finde, wenn jemand ein Wort

klein, und wenn er es groß schreibt, so setze ich doch allemal den Fehler nur darinn, daß er etwas für ein Substantiv angesehen, das ein Adjektiv war, und umgekehrt. Um ein Beispiel zu geben, so würde ich schreiben es ist das beste, daß ich gehe und ein Weiser wählet das Beste. Im ersten Fall ist beste nach meinen Grundsätzen ein Adjektiv, im letztern ein Substantiv. Bloß eine allgemeine auf mehrere Fälle passende Regel macht hier den Unterschied nothwendig, nicht die innere Natur der Sache, denn sonst würde folgen, daß man auch im Sprechen auf das Unterscheiden sinnen müste *).

Unter die Unterscheidungen, die ich nicht mit andern gemein habe, ist auch die, daß ich Englisch schreibe, wenn es Engelländisch, englisch aber wenn es engelgleich rc. bedeutet. Sogar jüdisch und Jüdisch bin ich nicht ungeneigt zu unterscheiden. Aber das gründet sich wieder auf einen andern Grundsatz, den ich einmal zu andrer Zeit näher ins Licht setzen werde.

*) Ganz unversucht sind die Unterscheidungen in der Orthoepie auch nicht geblieben, nur daß man keinen Hauptgrundsatz daraus gemacht hat. Brockes sagt in einer sonst schönen Abhandlung, die vor dem ersten Theile der Poesie der Niedersachsen steht, S. 28, fort habe ein kurzes o, um es von dem Worte ein Fort zu unterscheiden. Ich spreche beide kurz, andre beide lang. Tort, welches im Französischen mit Fort reimt, wird niemand mit einem langen o aussprechen.

Einundzwanzigster Brief.

Ich habe neulich schon *) eines Programms des Hn. Direktor Heinze zu Weimar von den Partikeln vor und für zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Jetzt habe ich die Fortsetzung davon in einem andern Programm vom 4. Mai dieses Jahres erhalten, und kann Ihnen also die Meinung des Hrn. Direktors, nebst dem, was ich dagegen zu sagen habe, bekannt machen.

Von ohngefär ist mein Name bei Gelegenheit dieser Programme schon ein paarmal genannt worden, und auch Sie erwarten daher vielleicht mein Urtheil. Das erste Programm wurde in den Erfurtischen Zeitungen in Ausdrükken, die gegen einen Mann von Hrn. Heinzens allgemein und selbst von den Verfassern der Zeitung zugestandenen Verdiensten etwas glimpflicher sein konnten, angezeigt, und dabei erinnert, daß er eine Unterscheidung, die andre, und neuerlich noch ich, angenommen hätten, nicht hätte umstoßen sollen. Ich wuste schon aus Hrn. Heinzens leztern Schriften, daß er den Unterschied zwischen vor und für, den er sonst selbst gelehrt, verworfen hatte; weil ich mir aber bewust war, wie sehr meine Einsichten unter den Heinzi-

*) Th. 2. S. 260.

Heinzischen, wie wenig jene diesen entgegenzusetzen sind, und dabei dennoch von der Nothwendigkeit des Unterschiedes zwischen vor und für versichert zu sein glaubte, so ließ ich das Programm verschreiben, und las es, ob ich gleich dadurch nicht überführt wurde, mit Vergnügen, und voller Erwartung auf die Fortsetzung.

Von dieser erhielt ich durch die Erfurtische Zeitung wieder die erste Nachricht. Herr Heinze hatte sich in einer kurzen Note gegen die Erfurtische Recension vertheidigt, und dabei unter andern gebeten, „ihn nicht so einfältig an Autores „zu verweisen, die gern von ihm lernten," ohne daß er weder meinen noch sonst eines Sprachlehrers Namen genannt hatte. Die Erfurtische Zeitung setzte meinen Namen hinzu, und fragte, ob dies nicht Stolz sei. Kömmt es mir, wie ich fast nicht zweifle, vornehmlich zu, diese Frage zu beantworten, so stehe ich keinen Augenblick an, Hrn. Heinze von allem Verdachte des Stolzes frei zu sprechen. Er hatte mich unstreitig im Sinn, ob er gleich von Autoren überhaupt redete, und wenn das ist, so, dünkt mich, habe ich Ursache, sein Urtheil sehr vortheilhaft für mich zu nennen. Nie habe ich ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich Hrn. Heinzens Bemerkungen sehr viel zu denken habe. Ob gern oder ungern, konnte außer mir fast nur Herr Heinze wissen. Man sieht es den Schriftstellern, von denen man angeführt wird, leicht an, wie sie eigentlich von uns denken und zwar leichter, als andre es sehen können.

können. Das sah auch Herr Heinze an mir, und die Begierde von ihm zu lernen, und daß er sie mir anmerkte, und daß er mich zu dem Geständnisse davon gewissermaßen aufforderte, das alles kann mir fast nicht anders als zur Ehre gereichen. Mit dem besten Willen also, mich eines bessern zu belehren, wozu ich mich vor einigen Tagen in der sonst ungemein günstigen Recension meiner Briefe in den Erfurtischen Zeitungen *) scherzhaft aufgefordert gelesen habe, setzte ich mich, und wenn ich in der Hauptsache nicht überzeugt wurde, so hielten mich doch viele andre richtige und gründliche Anmerkungen dafür schadlos.

Der Hauptsatz des Hrn. Direktors ist folgender: Man hat vor und für, wie noch jetzt häufig geschiehet, nach Gefallen gesetzt, ausgenommen, daß für von der Zeit und dem Orte bei den Neuern nach und nach abgekommen, und vor gewöhnlicher geworden. Eigentlich will also der Herr Direktor für ganz verbannt wissen, woran um desto weniger zu zweifeln ist, da er selbst für jetzt niemals mehr gebraucht, und da er es selbst ein paarmal sagt. Jedoch wenn man einige andre Stellen liest, so sollte man fast glauben, er wolle auch denen das Wort reden, die für und vor durch einander gebrauchen, bloß mit

*) Ich habe die Worte der Erfurtischen Zeitungen nur aus dem Gedächtnisse anführen können, und bitte also um Vergebung, wenn ich ihre Ausdrücke mit andern vertauscht habe.

mit dem einzigen Unterschiede, daß sie den Ackusativ nach für beständig, noch vor aber nur auf die Frage wohin? setzen.

Im ersten Programm werden die Verschiedenheiten der Sprachlehrer in Bestimmung des Gebrauchs dieser Partikeln erzählt, im zweiten führt der Herr Direktor Exempel aus Deutschen Schriftstellern an, die sich an diese Bestimmungen nicht gekehrt haben.

Soll ich aufrichtig meine Meinung sagen, so muß ich gestehen, daß mir diese Beweisart fast allen grammatischen Fehlern die Thüre zu öfnen scheint. Der Sprachlehrer abstrahirt seine Regeln nicht aus dem allgemeinen Gebrauche, den es beinahe nirgends giebt, sondern aus dem gemeinsten. Der Gebrauch kann nach und nach Unterschiede aufbringen, die vorher nicht da waren, ohne daß der Sprachlehrer es hindern kann. Ihm bleibt nichts übrig, als darauf zu sehen, was der gewöhnlichste und in gewissen Fällen auch der vernünftigste Gebrauch ist, diesen zu empfehlen, und den entgegengesetzten Gebrauch zu wiederrathen. Insbesondre grundet sich hierauf, wie ich Ihnen schon einigemal gesagt habe, das Recht des Unterscheiders der Synonymen, welches schlechterdings hinfällt, sobald des Hrn. Direktors Schluß richtig ist.

Ich gebe es daher mit beiden Händen zu, daß nicht alle Sprachlehrer den Unterschied zwischen vor und für richtig bestimmt haben, das will so viel sagen, theils für ihre eignen Zeiten, theils

theils noch weniger für die unsrigen richtig genug. Aber das legt uns nun die Pflicht auf, ihre Unterscheidung nach genauern Wahrnehmungen zu berichtigen, nicht aber den ganzen Unterschied wegzuwerfen. Und was ist z. E. an Bels Regel, selbst nach dem jetzigen Gebrauche, auszusetzen?

Der Herr Direktor merkt selbst an, daß er nicht alle Sprachlehrer habe nachsehen können. Von Bödikern erinnert er, daß wenigstens in der Frischischen Ausgabe desselben nichts von für und vor stehe. Das ist richtig; aber in den ältern Ausgaben steht die Bestimmung schon eben so, als im Bel, und die Wippelsche Ausgabe liefert den dahin gehörigen Abschnitt S. 547. ff. In der That kam es auch nicht darauf an, viele anzuführen (denn sonst könnte ich freilich aus meinem Vorrathe die Geschichte dieser Unterscheidung vierfach so vollständig liefern); indessen hätte doch der Hauptschriftsteller von dieser Materie, Herr Prof. Reichard in dem Buche von den Deutschen Vorwörtern, angeführt werden sollen, der davon sehr ausführlich, und, wenn ich das ausnehme, was er von den zusammengesetzten Wörtern behauptet, auch sehr richtig und genau gehandelt hat. Hätte der Herr Direktor dieses Mannes Gründe wiederlegt, so würde er sich der Wiederlegung der übrigen, der es das erste Programma von S. 9 an gewidmet hat, haben überheben können. Gern gebe ich zu, daß Frischens Grund, man müsse den Fremden die Sprache erleichtern, nicht beweisend sei, und

daß

daß die von Frischen sowol als andern angeführten Beispiele, wo die Verwechselung des für und vor eine Zweideutigkeit verursachen soll, schlecht gewählt sind. Aber fiel denn in der That dem Hrn. Direktor keine einzige Stelle ein, die zweideutig bleiben würde, so bald vor nur allein gölte, und für ganz abgeschaft würde? Nun so will ich ihm drei Arten von Fällen nennen, die in einem einzigen nicht eben dicken Buche vielleicht tausendmal vorkommen, und vielleicht tausendmal Schwierigkeiten verursachen können; erstlich wenn der Dativ und Akusativ eines Worts gleich sind, zum andern, wenn das auf die Partikel folgende Wort materialiter steht, drittens wenn sie in den zusammengesetzten Adverbiis hinten stehen.

Hier sind einige Beispiele, die dieses erläutern werden. Wenn man sagt der König hat den Prediger vor sich predigen lassen, so ist keine Zweideutigkeit zu besorgen; niemand wird sich in dieser Bedeutung für den Ackusativ halten. Aber wenn es nun heißt der Inspektor hat den Kandidaten vor sich predigen lassen, werde ich da denjenigen, der kein für in seiner Sprache hat, nicht fragen müssen, ob der Inspektor ihn beurtheilen, oder ihn seine Stelle vertreten lassen wollen. Wie es mit sich ist, so ist es mit jemand oder jemanden, mit uns, euch, jedermann, und vielen Substantivis. Ein hieher gehöriges Beispiel aus dem Skultetus, wo vor eine Zweideutigkeit geben würde, habe ich

im

im zweiten Theile meiner Briefe S. 220 schon angeführt. In der neuen Auflage meiner Sprachlehre schreibe ich S. 53 daß es unnütz sei, gar vor zu, und für sehr und ganz von gahr, gekocht, zu unterscheiden. Hier würde ich, wenn ich kein für in meiner Sprache gehabt hätte, haben schreiben müssen: gar vor dem Worte zu und anstatt sehr ꝛc. Ich habe ihm das starke Reiten wiederrathen, und er hat mich davor wieder gewarnt, als ich heute beinahe ein Kind niedergeritten hätte. Was heißt hier davor? Zur Wiedervergeltung, aus Dankbarkeit, oder vor dem starken Reiten? Ein Mennonistischer Mäurer wurde gefragt, ob die Mauer nicht einen Riß bekommen würde. Nein, ich stehe davor, antwortete er.

Ich weiß, was Herr Heinze antworten wird. Die Exempel sind gesucht, wird er sagen. Nicht eben so sehr, dünkt mich. Wenigstens das aus dem Skultetus und das andre aus meiner Sprachlehre sind es nicht, die Geschichte mit dem Mennonisten mag freilich erdichtet sein. Sobald ich mir freilich vornehme, vor nur allein zu gebrauchen, werde ich auch gegen alle daraus leicht entstehende Zweideutigkeiten auf meiner Hut sein müssen, und so glaube ich freilich wol, daß in des Hn. Justizraths Gebauers Portugiesischer Geschichte keine einzige durch vor verursachte Zweideutigkeit vorkömmt. Sind aber alle Schriftsteller so vorsichtig und wird es allen leicht, es zu sein?

Im zweiten Programm wollte Herr Heinze (nach S. 14 des ersten) viererlei beweisen: 1) daß beide Partikeln wirklich nicht verschieden sind; 2) daß bis ins 17 Jahrhundert niemand daran gedacht, sie nach der Bedeutung zu unterscheiden; 3) daß der von den Sprachlehrern erdachte Unterschied nie weder von der Nation, noch von den Schriftstellern angenommen worden; 4) daß diejenigen, welche ihn nicht beobachten, mit Unrecht getadelt werden. Hauptsächlich hat er nur das erste und das dritte wirklich geliefert.

Gegen den ersten Satz habe ich nichts; vielmehr behauptete ich ihn im ersten Theil meiner Briefe *) selbst. Der vierte fällt weg, wenn der zweite und dritte wiederlegt sind; mit diesen beiden habe ich es also allein zu thun.

Würde der Herr Direktor es billigen, wenn jemand aus eben den Gründen den Unterschied zwischen lehren und lernen umstoßen wollte? Daß sie dem Ursprunge nach einerlei sind, beweiset der Plattdeutsche Dialekt, wo beide lehren heißen. Notker unterschied sie; aber bei dem wird auch fure und fore unterschieden. Andere Schriften hingegen, und selbst der Gebrauch der Hochdeutschen im gemeinen Reden, ja selbst in Schriften, haben lernen für lehren, selten, aber doch zuweilen, auch umgekehrt. Folgt daraus mehr, als das daß man sich hüten müsse?

Ich

*) Ich habe Ursache zu muthmaßen, daß der Herr Direktor weder den ersten noch den zweiten Theil vor Verfertigung seines Programms gelesen habe.

Ich möchte es dem Hn. Direktor nicht so unbestimmt nachsagen, daß vor und für in Luthers Schriften nicht unterschieden wären. Luther ließ gewöhnlicherweise fur drucken, auch in der Bedeutung des Orts (z. E. fur der Thür der Hütte des Stiffts); aber von der Zeit erinnere ich mich nicht jemals für in seiner Bibelübersetzung gefunden zu haben. Einige Beispiele mögen davon genug sein. Joh. 10. Die vor mir kommen sind, sind Diebe und Mörder gewesen Matth. 5. Die Propheten, die vor euch gewesen sind. Matth. 24. In den Tagen vor der Sindfluth. Joh. 11, 55. vor den Ostern. Joh. 5, 7. steht zwar so steiget ein ander fur mir hinein *); allein vielleicht lag Luthern hier mehr die Bedeutung des Hinderns im Sinn. In der Postille habe ich einmal fur in der Bedeutung der Zeit angetroffen fur einigen Jahren (Bl. CCCX. S. 2. der Ausgabe von 1532.) da sonst auch vor darinn angetroffen wird, z. E. vor Zeiten, Vortheil. In den Kompositis heißt er vorn gemeiniglich fur, z. E. Furbild **), Furhang (außer wenn offenbar eine Zeit angedeutet wird, z. E. vorher, vorerwählt, Vorrede); hinten aber vor und fur, z. E. zuvor, erfur

*) Hingegen steht sie schickten die Kindlin vor ihnen her. Richt. 18, 21.

**) Es ist sehr unbestimmt geredet, wenn Gottsched S. 513 sagt, selbst in der Bibel stehe für bisweilen unrecht, z. E. in Fürbild. In den jetzigen Hallischen Bibeln steht allemal Vorbild, in Luthers Ausgabe Furbild, beide müssen also wol nicht die rechte Bibel sein.

(für hervor), dafur, doch immer mit Beibehaltung des Unterschiedes, daß vor die Zeit anzeigt.

Der Herr Direktor nimmt an, Besser habe die Deutsche Sprache ausdrücklich studirt, weil man sie in seinem Vaterlande wol sehr unrein spreche (davon habe ich nun immer das Gegentheil gehört, was nemlich Leute von einigem Stande betrift), und sie daher aus Schotteln zu erlernen gesucht. Warum nicht aus Bödikern, dessen Sprachlehre damals ein neues Werk war? Canitz scheint mir in Ansehung der Schwierigkeit unter Bessern zu stehen. Neukirch, Wernike, Leibnitz, Puffendorf, Benthem, Salig, Büneu, Maskow, Wolf, Menken, Pietsch, Brockes brauchen nach Hn. Heinzens Versicherung alle diese beiden Partikeln willkürlich; hingegen der jüngere Gryph, Weise, Günther, Hübner, J. Adolph Hofmann, Hahn und Cyprian haben mehr vor als für gebraucht Aber warum hat denn Hr. Heinze den neuern Gelehrten nicht auch die Ehre gethan, sie anzuführen? Nicht wahr, weil ihre Grundsätze verderbt sind, weil sie sich beeifern, vor und für zu unterscheiden? Allein das ist nun eben das, was die Sache entscheidet. Der Gebrauch ist schon zu stark, die Nothwendigkeit der Unterscheidung schon fast allgemein anerkannt, nur daß man über die Regeln noch nicht recht einig ist, welches sich aber vermuthlich mit der Zeit schon geben wird Gesetzt also, daß auch alles, was diesen Unterschied jetzt beobachtet, aus der Gottschedischen Schule herkommen sollte, wie der Herr Direktor S. 14 behaup=

behauptet, so würde das am Ende nichts ausmachen. Mehrere Dinge sind durch Gottscheden so sehr in Schwang gebracht worden, daß sie schwerlich werden wieder ausgerottet werden können. Wenn sie nur alle von dem wirklichen Nutzen wären, als die Unterscheidung des für und vor.

In Ansehung des Gebrauchs im gemeinen Reden behauptet der Herr Direktor, daß selbst Gelehrte den Unterschied entweder niemals beobachten, oder doch oft wieder ihre Regel fehlen. Wenn ich von mir auf andre schließen darf, so ist diese Regel grade eine der leichtesten, und ich glaube z. E. von mir, daß ich vielleicht im Jahre nicht zehnmal dagegen fehle, da vielleicht in Ansehung andrer Fehler hundertmal nicht reichen. Nicht viel anders finde ich es bei den meisten andern. Überhaupt aber beweiset der Gebrauch der Redenden in solchen streitigen Fällen herzlich wenig.

Sie, mein Freund, werden es mit einander reimen können, daß ich, der ich so sehr gegen die orthographischen Unterscheidungen und gegen so viele unter den lexikalischen bin, dennoch diesen Unterschied zwischen für und vor so eifrig behaupte. Auch der Herr Direktor Heinze, schmeichle ich mir, wird es nicht sonderbar finden; aber was andre dazu sagen werden, weiß ich freilich nicht. Wäre Herr Heinzens Abhandlung einige dreißig Jahre eher erschienen; vielleicht hätte er alsdenn mehr ausgerichtet.

Zweiundzwanzigster Brief.

Unter den kleinen Schriften von wenig Bogen, die sich bald in den Buchläden verlieren, giebt es nicht selten einige, die eine grössere Achtung verdient hätten, weil sie leichter mit aller Sorgfalt von ihren Verfassern ausgearbeitet werden konnten, als wenn sie zu einem Bande angeschwellt wären. So mancher gründlich denkende Kopf schreibt vielleicht in seinem Leben nichts, als ein paar Bogen, denen er oft aus Bescheidenheit nicht einmal seinen Namen vorsetzt, und alsdenn erstickt dies Körnchen von gutem Samen unter den Dornen, zwischen die es gesäet ist. Anderthalb Bogen mit der kurzen überschrift: Uber die Deutsche Tonmessung 1766 konnten leicht eben dieses Schicksal haben; haben es, so viel ich mich erinnere, auch wirklich gehabt.

Das Gründlichste, was bisher über die Deutsche Tonmessung geschrieben worden, ist unstreitig Hrn. Breitingers Abhandlung darüber am Ende der Fortsetzung seiner Dichtkunst, und Hrn. Heinzens Prosodie, die er seinen Anmerkungen über Gottscheds Kern beigefügt hat. Beide treffen in verschiednen Grundsätzen zusammen, und würden es vielleicht noch mehr thün, wenn Hr. Heinze die Breitingerische Abhandlung bei der Ausarbeitung seines Werks von neuem zu Rathe gezogen hätte. Mein Schriftsteller scheint beide gelesen zu haben; aber er hat verschiedne Bemerkungen eingestreut, wovon in beiden auch nicht einmal die erste Anlage da ist.

Im eigentlichen Verstande kommen weder kurze noch lange Sylben in unsrer Prosodie in Betrachtung, wie Herr Heinze richtig behauptet. Keine Sylbe hat bei uns eine festgesetzte gewisse Länge, sondern kann durch den Ton oder Accent länger oder kürzer werden, welches in den alten Sprachen anders war, ob wir gleich, wie der Ungenannte sagt, dies zur Zeit noch nicht wieder hören können. Daraus entsteht nun die wichtige Frage: Können wir bei der Verschiedenheit unsrer Sprache von den alten dennoch gleiche Füße und gleiche Versarten bilden? Gewiß wäre das nicht geschehen, wenn uns die Sylbenmaße der Alten unbekannt geblieben wären; allein da man nun einmal die Ohren an eine gewisse Abwechselung langer und kurzer Sylben gewöhnt hat, die nicht in der Natur der Sprache gegründet, sondern bloß erkünstelt ist, so kömmt die Frage zu spät. Wenn man Deutsche Prosa lesen hört, so würden in der Zeile **Seine Knaben überzählten ihre Lämmer**, die Sylben **Kna**, **zähl** und **Läm** viel länger sein, als die übrigen. Ist es also recht, wenn in der Poesie die Sylben sei, ü und ih ihnen an Länge gleich gerechnet werden? Eigentlich nicht; aber wir sind schon so verwöhnt, daß wir es kaum mehr merken, besonders, wenn das natürliche Sylbenmaß versteckter ist, als in der angeführten Zeile. In dieser Versteckung des natürlichen Sylbenmaßes finde ich unter andern den Grund, warum die jambischen Verse uns gemeiniglich besser klingen, als die trochäischen.

Mein

Mein Verfasser schlägt einen Weg zur Veränderung unserer Sylbenmaße vor, der eine nähere Bekanntmachung verdient. Wir haben, seiner Meinung nach, nicht nur lange und kurze Sylben, sondern auch gleichgültige, nur von der letztern Art bloß einige wenige, so sehr auch die meisten Sprachlehrer das Gegentheil versichern wollen. Aber wir haben noch eine besondere Art von Sylben, Sylben, die länger sind, als die gewöhnlichen langen, so daß wenn ich annehme, eine kurze Sylbe habe Eine Zeit, und eine lange zwei, daß alsdenn eine solche Sylbe drei ganze völlige Zeiten haben würde. Jede lange Sylbe vor einer andern unstreitig langen Sylbe hat drei Zeiten.

Sie sehen leicht, wie diese Grundsätze des Verfassers von den meinigen verschieden sind. Die erste Sylbe in Vater ist bei uns beiden ausgemacht lang. Wenn ich aber das zusammengesetzte Wort Großvater nehme, so behauptet er, die Sylbe va behalte ihre Länge, obgleich Groß noch länger sei; ich hingegen bilde mir ein, groß sei nicht länger, als vorher va war, va aber verliere durch den auf groß zurückfallenden Ton einen Theil seiner Länge, uud werde unbestimmt. In der Hauptsache sind wir einig, nemlich daß es zu wünschen wäre, man möchte ein Mittel finden, solche Wörter (die nach seinem Ausdrucke, eine dreizeitige, und nach meinem eine unbestimmte Sylbe haben) in Versen gebrauchen zu können, welches jetzt nur mit einigen alleufalls (d. i. nicht ohne Zwang) geschehen kann.

Das Mittel, welches der Verfasser zu diesem Endzwecke vorschlägt, besteht darinn, daß man künftig in unserm Sylbenmaße auch einsylbige Füße oder einsylbige Trochäen, wie er sie auch nennt, gebrauchen soll.

Was die Exempel aus ältern Denkmälern unsrer Dichtkunst betrift, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich einige darunter nicht würde zum Beyspiel angeführet haben, z. E. Di | wilden | Wäld- | voge- | lin, weil man eben so leicht sie amphibrachisch ordnen könnte, z. E. Die wilden | Waldvoge- | lin. Andre sind

sind treffender, z. E. aus dem Gespräch Christi mit dem Samaritanischen Weibe *):

Unser | Al- | maga — Suchton | hia ge- | nada — das ist — Unsre | Vor- | fahren — Flehten | hier um | Gnade

Aber wie sieht es nun mit den jetzigen Beispielen aus? Ist doch | unser | Gott und | Vater — Barm- | herzig | für und | für

Der Verfasser muß in einer Gegend leben, wo in barmherzig die Sylbe barm den Ton hat. Bei uns ist sie ganz kurz, so daß die Sylben barmher einen völlig reinen Jambus machen, daher auch diejenigen Unrecht haben, die

Barmher- | zig für | und für

für einen jambischen Vers halten, in dessen erster Region ein Spondeus stehe. In der That wünscht der Verf. auch, daß man die Quantität unsterblich v—v, allmächtig v—v, Jahrhundert v—v abschaffen, und die erste Sylbe wieder dreizeitig machen möchte. Die übrigen Beispiele sind

Heim- | tücken | feind. ~ | — v | —
Freund der | Recht- | schaffen- | heit. — v | ~ | — v | —
Du | miß- | handelst | deinen | Freund. v | ~ | — v | — v | —
So | thun die | Kunst | richter | alle v | — v | ~ | — v | — v

Nach meiner Terminologie würde ich also den Vorschlag des Verfassers so ausdrücken können: Ein unreiner Daktylus (z. E. Kunstrichter) kann für zwei Trochäen stehen.

Ein einzelner Vers dieser Art kann einem Deutschen Ohre wol so leicht nicht übel klingen; aber wird er noch erträglich bleiben, wenn er unter andre gemischt wird? Man nehme ein Beispiel

Uber- | laß dich | nicht den | Sorgen
Freund der | Recht- | schaffen- | heit;
Ist das | Un- | glück von | morgen
Heut schon | werth der | Traurig- | keit?

Ich glaube nicht, daß eine solche Vermischung einen guten Effekt macht. Wie wenn man den unreinen Füßen allezeit eine gewisse eigne Region einräumte?

Auch

*) Es steht fast am Ende des zweiten Theils von Schilters Thesaurus.

Auch auf den Hexameter hat der V. sein Lehrgebäude angewandt, und bemerkt, daß nach demselben mancher bisheriger Hexameter siebenfüßig werde, oder doch eine Sylbe zu viel habe. Weil die erste Sylbe in unsterblich bei ihm dreizeitig ist, so fällt dieser Tadel auch auf den ersten Vers der Messiade, den er daher also ändert:

Sing der|Sünder Er-|lösung|un-|sterbliche|Seele

Sie sehen leicht, daß die Meinung des Verf. auch hier schwerlich jemals die herrschende werden wird; indessen hat er eine Sache rege gemacht, die wol der Betrachtung unsrer Dichter würdig wäre, die bisher immer die kraftvollen Wörter, welche unreine Füße machen, für reine gebraucht, oder sich ihrer gar enthalten haben.

Die Cäsur verwirrt der Verf. mit dem Abschnitt, wie jetzt mehrere gegen den alten Sprachgebrauch thun *), und räth, ihn in sechsfüßigen jambischen Versen nach der siebenten Sylbe zu machen, z. E.

Wie ruhig stirbt der Weise | keine Reue quält
In seinen letzten Stunden | ihn, der nichts verbrach.

Von den Wörtern, die den Accent auf der vierten Sylbe **) vom Ende haben, glaubt er, daß man sie entweder zu einer neuen Versart versparen müsse, oder allenfalls im Anfange der Hexameter sie zweifüßig machen können, z. E.

Herr- | lichere | Thaten ⏑ | *vvv* | —*v*

Aber leider werden diese Wörter wol immer ein Vorwurf und eine der größten Unbequemlichkeiten unserer Sprache bleiben.

*) Von dieser Verwechselung der Cäsur mit dem Abschnitte handle ich einmal ausführlicher.

**) Die Hungarische Sprache kann den Ton bis auf die neunte Sylbe vorrücken. Ich wünschte, mich belehren zu lassen, wie man mit diesen Wörtern in der Dichtkunst zurecht kömmt.

(Der Beschluß im künftigen Theil.)

S. 6. Z. 8. lese man Preservatif. S. 8. in der letzten Zeile Staats. S. 13. Zeile 5. mehrerer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynatz, Johann Friedrich, 1744-1809

Briefe, die deutsche Sprache betreffend

Bd.: 3

Berlin 1772

L.germ. 111-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583797-4
VD18 80235522-001